1,60 DM / Band 218
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- Lm. / Spanien P 80



Der Monster-Club

John Sinclair Nr. 218

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 07.09.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Monster-Club

Lupina, die Wolfsfrau, kreiselte auf der Seite herum. Sie wuchtete ihren Körper vor, während sie die Arme mit den gefährlichen Pranken ausstreckte und in ihren Augen ein gelbliches Licht glomm. Ihr Gegner war ihr Chef! Solo Morasso, auch Dr. Tod genannt. Der hatte mit der Attacke nicht gerechnet, zudem saß er eingeklemmt hinter seinem Schreibpult und kam nicht schnell genug in die Höhe. Lupinas Krallen waren stärker. Er sah sie dicht vor seinen Augen und spürte im nächsten Augenblick, wie sie in sein Gesicht stachen, sich erst in der Haut festhakten und dann daran rissen. Blutige Furchen zeichneten ein Gittermuster auf das Betongesicht. Sein Mund öffnete und verzerrte sich. Die Arme fuhren hoch, er stöhnte auf, hörte das wilde Fauchen der Werwölfin und erwartete die nächsten Schläge. Lupina war außer sich. Bevor Dr. Tod sein Gesicht wirksam schützen konnte, traf ihn schon der nächste Schlag…

Der schleuderte seinen Kopf zurück und ließ ihn gegen die harte Betonwand krachen, so daß es einen dumpfen Laut gab und Morasso in die Knie sackte.

»Versager«, kreischte die Werwölfin, »du verfluchter Versager! Nichts hast du geschafft, und du willst uns Befehle geben!«

Sie stieß ein gellendes Gelächter aus, in das sich ein wildes, haßerfülltes Fauchen mischte.

Da wurde die Eisentür aufgestoßen. Ein weiteres Mitglied der Mordliga betrat den Raum. Eine Frau!

Schwarzhaarig, ganz in weiches Leder gekleidet, mit halbgeöffnetem Mund, aus dessen Oberkiefer zwei lange Vampirzähne wuchsen.

Es war Lady X, die mit bürgerlichem Namen Pamela Scott hieß. Auf der Schwelle blieb sie stehen, übersah mit einem Blick die Situation und handelte kurzentschlossen.

Mit einem gewaltigen Sprung katapultierte sie sich in den Raum und riß die Waffe hoch, die zu ihr gehörte wie das Ei zur Henne.

Sie schoß nicht, nein, sie machte es anders. Als Lupina, die Werwölfin, herumfuhr, lief sie geradewegs in den mörderischen Hieb mit dem Lauf der MPi.

Lady X hatte sich recken müssen, um die Bestie zu treffen, die den Kopf einer schönen Frau und den Körper eines Wolfs hatte. Lange blonde Haare umrahmten das Gesicht und fielen bis zum Hals, dessen Haut an seinem unteren Ende in graubraunes Fell überging. Genau dort traf sie der Hieb.

Die Scott hatte sämtliche Kraft in den Schlag gelegt. Töten konnte sie Lupina nicht, auch nicht bewußtlos schlagen, aber sie brachte die Werwölfin aus der Richtung, so daß sie zur Seite flog, sich dabei einmal um die eigene Achse drehte, bevor sie gegen die Wand krachte.

Ein wenig sackte Lupina in die Knie, dann richtete sie sich auf, knurrte drohend und machte den Eindruck einer wütenden Angreiferin.

Lady X hob die Waffe und richtete die Mündung auf die Königin der Wölfe, wie sich Lupina selbst nannte.

»Bist du eigentlich verrückt?« zischte die Vampirin. »Was ist in dich gefahren?«

Lupina gab keine Antwort. Sie stand nur da, war ungemein erregt, und das Fell auf ihrem Körper sträubte sich.

»Damit kannst du mich nicht umbringen! Oder hast du deine MPi neuerdings mit geweihten Silberkugeln geladen?«

»Nein, aber ich kann durch die Kugelgarbe dein hübsches Gesicht zerfetzen, denk daran.«

»Danach würde ich dich zerreißen!«

»Sollen wir es darauf ankommen lassen?« erkundigte sich Lady X spöttisch.

Sie erhielt von Lupina keine Antwort mehr, denn die hatte ihre Aufmerksamkeit Solo Morasso zugewandt, der seltsame Geräusche von sich gab, seine beiden Hände auf das Schaltpult gestützt hatte und dem Blut nachschaute, das von seinem Gesicht auf die Instrumente tropfte.

Dann schüttelte er den Kopf, griff in die Tasche seiner grauen Jacke und holte ein Tuch hervor, das er durch Schütteln auseinanderfaltete. Über seiner rechten Hand blieb es liegen. Er hob langsam den Arm und tupfte durch sein Gesicht, um die Blutspuren abzuwischen. Dabei sagte er keinen Ton, schaute nur auf die dunkelroten Flecken im Tuch und tastete mit den Fingern der freien Hand über die Wunden. Zeit verging. Innerhalb des Bunkerraums war es still geworden. Lupina und Lady X warteten darauf, wie Solo Morasso wohl reagieren würde, denn so einen Angriff konnte er nicht auf sich sitzenlassen. Er war schließlich der Boß, und er befehligte die Mordliga, auch wenn sie in der letzten Zeit dezimiert worden war.

Ja, sie hatten schwere Niederlagen einstecken müssen. Da war einmal Tokata, ein wichtiges Mitglied, getötet worden. Dafür hatte der Goldene Samurai gesorgt, denn er hatte mit Tokata noch eine uralte Rechnung zu begleichen gehabt. Auch Mr. Mondo hatte nicht überlebt. Im Reich des Spuks, einer anderen Dimension, hatte er im Kampf gegen Asmodina und deren Schergen sein Ende gefunden. Glühendes Gestein hatte ihn zu einer Mumie verkohlt. Es blieben noch vier.

Lupina, die Königin der Werwölfe, Lady X, Vampiro-del-mar und ein unheimliches Wesen namens Xorron, das sich selbst als Herr der Zombies und der Ghouls bezeichnete. Vor den Niederlagen war Dr. Tod der absolute Herr der Mordliga gewesen. Die dämonischen Kreaturen gehorchten ihm damals bedingungslos. Nach den Niederlagen allerdings änderte sich einiges. Die Monster waren unruhig geworden. Der Begriff der ihnen eingeimpften Unbesiegbarkeit bröckelte. Sie hatten zwei Mitglieder verloren, und Dr. Tod war eine wichtige Waffe genommen worden.

Der silberne Bumerang!

Damit war sein Image sehr stark angekratzt, und er merkte nun, daß dämonische Wesen doch anders reagieren als Menschen. Sie waren nur auf ihren Vorteil und auf Sieg programmiert. Der jedoch lag weiter entfernt als je zuvor. John Sinclair lebte noch immer. Trotz aller Bemühungen war es ihnen nicht gelungen, ihn aus dem Weg zu schaffen. Hinzu kamen noch die Eigeninteressen der einzelnen Mitglieder. Jeder hielt sich für den Größten überhaupt. Und jeder wollte den anderen übertrumpfen. Vielleicht hätten sie sich schon gegenseitig getötet, wenn der Kampf gegen Sinclair sie nicht zusammengeschweißt hätte. Lupina jedoch wollte nicht mehr. Sie

hatte schon immer rebelliert. Auch nach ihrer Niederlage in Sibirien sah sie sich als Königin der Wölfe an, als eine mächtige Fürstin, die sich durch nichts und niemanden unterkriegen ließ und sich vor allen Dingen auch nichts sagen lassen wollte. Nicht von Morasso und nicht von den übrigen Mitgliedern der Mordliga. Sie wollte und würde ihren eigenen Weg gehen. Damit war Dr. Tod natürlich nicht einverstanden. Freiwillig gab er kein Mitglied seiner Mordliga her. Also gab es für Lupina nur eine Lösung: Gewalt!

Sie hatte es versucht. Sie hätte Dr. Tod auch zerfetzt, leider war etwas dazwischengekommen, aber wie sie da auf dem Sprung stand, das bewies, daß sie noch längst nicht aufgegeben hatte. Sie würde um ihre Selbständigkeit kämpfen. Morasso schaute auf. Noch immer zeigte das Gesicht des Mensch-Dämons Blutspuren. Die Lippen bildeten einen Strich, auf dem kleine rote Punkte funkelten. Kalt wie das Eis der nahen Gletscher war sein Blick. Die Augen hatten noch nie Gefühl gezeigt, es sei denn, man zählte den Haß hinzu. Und Haß war die Triebfeder alles Bösen.

»Du hast es gewagt«, sagte Solo Morasso mit flacher, tonlos klingender Stimme. »Du hast es tatsächlich gewagt, dich gegen mich zu stellen. Gegen deinen Herrn und Meister«

Lupina schüttelte sich in einem nahezu lautlosen Lachen, als sie die Worte hörte.

»Herr und Meister?« höhnte sie. »Nein, das bist du nicht. Du bist ein Versager, mehr nicht. Ein widerlicher Stümper, denn du hast es nicht geschafft, uns die großen Erfolge zu bringen.«

»Wer hat Asmodina getötet?«

»Das warst du, ich gebe es zu, aber sie war ja nicht die große Feindin. Auf Sinclair hättest du dich konzentrieren sollen. Auf ihn allein. Hast du gehört?«

»Lenk nicht ab«, erwiderte Solo Morasso kalt. »Was du hier getan hast, ist das, was die Menschen eine Todsünde nennen. Sie kann nur durch den Tod oder deine Vernichtung gesühnt werden. Und ich werde dich vernichten.«

»Das wird dir kaum gelingen«, hielt Lupina ihm entgegen. »Nein, du schaffst es nicht!«

»Keine Sorge. Um dich aus der Welt zu schaffen, bin ich noch immer stark genug. Ich werde dich winseln hören und deinen verdammten Tod genießen.« Nach diesen Worten nickte er und wandte den beiden den Rücken zu. Lupina und auch Lady X waren zu überrascht, um etwas erwidern zu können. Aber jeder von ihnen sah, daß sich Solo Morasso bückte, etwas aus dem Schaltpult holte und sich mit dem Gegenstand in der Hand umdrehte. Es war der Würfel des Unheils!

Er war der große Trumpf in der Hand des Solo Morasso. Ein geheimnisvolles magisches Mittel, dessen Herkunft eigentlich noch im

dunkeln lag. Woher der Würfel kam, interessierte Dr. Tod nicht. Er wußte nur, daß er ihn manipulieren konnte. Der Würfel gehorchte ihm ebenso, wie er einem anderen Menschen gehorcht hätte, der seine Kraft zum Guten ausgenutzt hätte. Dr. Tod jedoch produzierte mit Hilfe des Würfels den grauenhaften Todesnebel, der alles Leben zerstörte und ungeschützten Menschen die Haut von den Knochen löste. Mehr als einmal hatte Dr. Tod bewiesen, wie mächtig der Würfel war. Er wollte ihn nur nicht zu oft einsetzen, denn aus bestimmten taktischen Erwägungen blieb er lieber ein wenig im Hintergrund. Wenn der Todesnebel erschien, wußten seine Gegner immer sofort Bescheid, daß sich etwas anbahnte. So etwas war oft schlecht!

Mit beiden Händen hielt er den Würfel auch dann noch fest, als er ihn auf dem Pult abgesetzt hatte. Der Würfel sah so harmlos aus. Seine Seiten schienen aus bläulichem Milchglas zu bestehen. Nur wer genauer hinschaute, sah, daß sich hinter den Seiten Schlieren bewegten, die diesen Eindruck hervorriefen.

Aus welchem Material der Würfel nun wirklich bestand, wußte Solo Morasso nicht zu sagen, es war ihm auch egal. Hauptsache, er konnte ihn für seine Zwecke ausnutzen und manipulieren, wie für die Bestrafung der Werwölfin. Ruckartig drehte Dr. Tod seinen Kopf und schaute Lupina an.

»Ich lasse dir die Wahl, wie du sterben willst. Du kannst zwischen drei Möglichkeiten wählen. Entweder zerreißen dich meine Piranhas in kleine Stücke, denn ihnen hast du auch als Geschöpf der Finsternis nichts entgegenzusetzen, oder ich lasse dich verbrennen, wobei höchstens noch Asche übrigbleibt. Zum dritten ein Sterben durch den Todesnebel, der dir langsam das Fell vom Körper löst. Welche Möglichkeit du wählst, überlasse ich dir. Ich gebe dir genau dreißig Sekunden Zeit, eine Entscheidung zu treffen. Hast du sie bis dahin nicht gefunden, werde ich es selbst übernehmen, denn auf dich kann ich verzichten!«

Sobald Solo Morasso die Worte gesprochen hatte, zweifelte niemand der Anwesenden mehr daran, daß er es todernst gemeint hatte. Er wollte Lupina vernichten, denn für ihn war sie nicht mehr wichtig. Er sah in ihr nur noch eine Belastung. Lady X hatte als unbeteiligte Zuschauerin mit einer ähnlichen Reaktion gerechnet. In ihrem Gesicht regte sich kein Muskel, während sie dem Vorschlag Morassos lauschte. Allerdings jagten sich hinter ihrer Stirn wilde Gedanken, und sie fand die Lösung plötzlich überhaupt nicht mehr so attraktiv.

»Zehn Sekunden sind bereits verstrichen!« erklärte der Chef der Mordliga kalt. »Hast du dich schon entschieden, Lupina?«

»Nein!«

»Dann überläßt du mir also die Wahl?«

Lupina lächelte böse und schüttelte den Kopf, wobei die hellen Haare

flogen. »Ich überlasse dir nichts, Solo Morasso. Du wirst mich nicht töten, denn damit schneidest du dir ins eigene Fleisch.«

Mit dieser Antwort bewegte sie sich in eine ähnliche Richtung, die auch Pamela Scotts Gedankengänge eingeschlagen hatten, doch Dr. Tod war da völlig anderer Ansicht.

»Ich habe Verluste einstecken müssen und sie überstanden. Eine vernichtete Lupina ist immer noch besser als eine, die sich gegen mich stellen will.«

»Das glaube ich nicht!« mischte sich Lady X ein. Morassos Kopf ruckte hoch.

Erstaunen stahl sich in seinen ansonsten kalten Blick. »Was sagst du da?«

»Wir sollten darüber reden!«

»Nein, die Zeit ist um!« Stur wie ein Panzer blieb der Chef der Mordliga.

Lupina spannte sich. Sie stand wie unter Strom. Die einzelnen Fellhaare richteten sich auf. Wenn nicht bald etwas geschah, würde sie durchdrehen.

Die Lage stand auf des Messers Schneide, das wußte auch Lady X, und sie hielt ihre Maschinenpistole jetzt in Hüfthöhe. Allerdings zeigte die Mündung nicht mehr auf Lupina, sie wies jetzt in Morassos Richtung, der davon noch nichts bemerkt hatte, sondern den Würfel anhob.

»Laß uns noch einmal darüber reden. Es ist Unsinn, wenn wir uns gegenseitig vernichten!« Die Stimme der ehemaligen Terroristin Scott kippte fast über.

Dr. Tod war anderer Meinung. »Ich habe mich bereits entschlossen«, sagte er hart.

Da drückte die Vampirin ab!

***

Die letzten Tage hatte ich in einer regelrechten Depression verlebt. Natürlich nicht ohne Grund, denn ich mußte immer daran denken, was mit Jane Collins geschehen war. Es gab sie nicht mehr!

Zwar war sie nicht tot, aber was mit ihr geschehen war, kam auf dasselbe heraus.

Der Geist des Rippers war in ihren Körper gefahren und hatte die Detektivin völlig verändert. Äußerlich noch ein Mensch, hatte sie sich jedoch psychisch in ein Monster verwandelt, in eine Gestalt, die sich zu den Mächten des Bösen zählte.

Und eine hatte darauf reagiert. Wikka, die oberste aller Hexen.

Ihr war Jane sowieso ein Dorn im Auge gewesen, und sie hatte auch sehr schnell die Spur der veränderten Detektivin gefunden.

Für Wikka sah natürlich vieles anders aus, jetzt, wo Jane Collins

nicht mehr zu ihren Gegnerinnen zählte. Sie reihte Jane ein in ihren Dienerreigen und hatte sich mit ihr auf eine Hexeninsel zurückgezogen, wo sie Jane wohl endgültig zu dem gemacht hatte, was sie jetzt war. Ein Mitglied unserer gewaltigen Gegnerschaft.

Es ist natürlich klar, daß wir alles versuchten, die Detektivin zu retten. Doch diese Versuche waren Schüsse ins Leere gewesen. Wir konnten Jane Collins nicht mehr zurückholen, da die andere Kraft stärker war.

Uns war nur noch das tatenlose Zusehen geblieben, und ich konnte von Glück reden, überhaupt mit dem Leben davongekommen zu sein, denn Jane Collins und zwei andere Hexen hatten mich aus großer Höhe auf die Felsen der Insel schmettern wollen, was ihnen glücklicherweise nicht gelungen war, da Suko mit Hilfe seines geheimnisvollen Stabs die Zeit angehalten hatte.

Wikka und Jane Collins waren von der Insel entkommen, zwei andere Hexen hatten wir erledigen können. Eine größere Ausbeute gab es für uns nicht.

Nun kann sich wohl jeder vorstellen, wie es in mir aussah. Die Depression war zu stark, ich hatte sehr an Jane gehangen, und meine Gedanken beschäftigten sich nur mit ihr, während ich tagsüber brütend vor meinem Schreibtisch hockte. Meine Freunde hatten viel Verständnis für mich aufbringen müssen, und dafür war ich ihnen sehr dankbar. Sie ließen mich in Ruhe, und ich übersah nicht die mitleidvollen Blicke, die mir Glenda Perkins oder Suko zuwarfen. Ich rauchte wie selten zuvor. Die Aschenbecher in meiner Wohnung und der im Büro quollen fast über, und in der Frühe, nach den Nächten ohne Schlaf, fühlte ich mich wie gerädert. Als ich am Morgen des dritten Tages ins Büro kam, lag schon ein Zettel auf meinem Schreibtisch. Mein Chef, Superintendent Powell, wünschte mich zu sprechen. Ich ging sofort zu ihm.

Er war nicht allein, ich sah Suko vor dem Mahagonischreibtisch sitzen. Er lächelte mir zu, als ich das Büro betrat. Ich nickte nur zurück und nahm auf einem zweiten Stuhl Platz.

Sir James rückte seine Brille zurecht. Er fixierte mich durch die dicken Gläser und erkundigte sich nach meinem Befinden. Wie er die Worte aussprach, zeugte von echter Besorgnis. Ich dankte es ihm schlecht und hob nur die Schultern.

»John, Sie müssen einmal darüber hinwegkommen«, sagte er.

»Sicher, aber es ist schwer.«

»Ich habe vollstes Verständnis dafür, allerdings sollten wir auch nicht die Realitäten aus den Augen verlieren. Noch ist nicht alles verloren.«

»Ich kann Jane nicht mehr zurückholen, Sir.«

»Vielleicht im Moment nicht«, mischte sich Suko in unseren Dialog, »später.«

»Dann ist es vorbei.«

»Eine so pessimistische Einstellung hätte ich von Ihnen nicht erwartet«, hielt mir mein Chef entgegen. »Nein, Sie waren früher anders. Denken Sie an die großen Fälle, an die Mordliga, an das Zentrum des Schreckens oder die Vernichtung Asmodinas. Da haben Sie gekämpft, sich aufgelehnt und haben den Gegnern die Stirn gezeigt, so wie es eigentlich doch immer Ihre Art gewesen ist. Deshalb bitte ich Sie John, tun Sie hier das gleiche. Gehen Sie gegen dieses verdammte Schicksal an. Wir alle werden Ihnen helfen.«

Ich mußte lächeln. Es war wohl das erste Lächeln seit einigen Tagen. »Das finde ich alles sehr toll und nett, aber mit dem Problem Jane Collins muß ich allein fertig werden.«

»Nein!« Ein hartes Wort schleuderte mir Sir James entgegen, und er schlug mit der Faust auf den Tisch, während der Zeigefinger seiner anderen Hand wie ein Speer auf mich deutete.

»Wir lassen Sie nicht allein. Ihre Probleme sind in diesem Fall auch unsere. Und da können Sie versuchen, was Sie wollen. Sie werden uns nicht los, und Sie sollten dankbar sein, daß wir alles versuchen, um Janes Schicksal aufzuklären. Denken Sie darüber mal nach.«

Ich hatte meinen Chef noch nie so reden hören, aber an diesem Morgen war ich nicht diplomatisch.

»Wenn jemand das Problem Jane Collins angeht, dann bin ich es.«

Suko warf mir einen warnenden Blick zu, während Sir James langsam rot anlief.

Gefährlich leise fragte er: »Wollen Sie den Rächer auf eigene Faust spielen?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»John, Sie vergessen, wer Sie bezahlt. Sie sind kein Privatdetektiv, sondern ein Beamter von Scotland Yard. Das sollten Sie nie vergessen. Zudem waren wir in den letzten beiden Tagen nicht untätig.«

Wie Sir James das Wort nicht betonte, trieb bei mir die Galle hoch. »Sie können es mir vom Urlaub abziehen, Sir«, sagte ich. »Wenn ich mich recht erinnere, ist da so einiges aufgelaufen, so daß es auf zwei Tage nicht ankommt.«

»John, laß es doch sein.« Suko versuchte zu schlichten. Ich schüttelte den Kopf und lehnte mich demonstrativ auf dem Stuhl zurück.

Sir James runzelte die Stirn. »Wenn ich Ihre Ausführungen richtig interpretiere, dann sind Sie wohl nicht daran interessiert, zu erfahren, welche Resultate unsere Bemühungen ergeben haben?«

»Zumindest haben Sie Jane Collins nicht gefunden«, antwortete ich.

»Das stimmt allerdings, Mr. Sinclair.« Jetzt redete mich der Alte schon mit Mister an, das ließ tief blicken.

»Da ich jedoch mit Ihrem Kollegen Suko über diesen Fall einiges zu bereden habe, ist es für Sie wohl besser, wenn Sie den Raum verlassen

und in Ihrem Büro warten!«

Hastig stand ich auf. Diesmal lief ich rot an. »Okay, Sir, ich habe verstanden.«

»Bitte!« Der Superintendent deutete zur Tür. Einen Rückzieher wollte ich nicht mehr machen, deshalb nahm ich die Empfehlung an und verließ das Büro. Die Tür stieß ich ziemlich hart hinter mir zu.

Auf dem Gang blieb ich stehen, holte ein paarmal tief Luft und knirschte mit den Zähnen. Am liebsten hätte ich mich irgendwo hingebissen oder wäre mit dem Kopf gegen die Wand gelaufen, denn meine Reaktionen waren, gelinde gesagt, übertrieben gewesen.

Mit hängendem Kopf ging ich den Weg zu meinem Büro, betrat das Vorzimmer und sah mich Glenda Perkins gegenüber.

Sie drehte sich auf ihrem Stuhl um und schaute mich an. »John, was ist denn mit dir los? Du bist ja ganz rot im Gesicht.«

»So? Bin ich das?«

»Ja. Hat es Ärger gegeben?«

»Kaum der Rede wert.«

Ich wollte an Glenda vorbei, doch sie stand auf und hielt mich am Arm fest. »Komm, mach jetzt keinen Unsinn. Was hat es gegeben?«

»Ach, gar nichts.«

»Es ging um Jane, nicht?«

Ich blickte sie an. Auch in ihrem Gesicht las ich die echte Sorge. Sie schimmerte in den dunklen Augen. Obwohl Jane und sie so etwas wie Rivalinnen gewesen waren, empfand Glenda keine Häme oder irgendeinen Triumph.

Das rechnete ich ihr hoch an. »Ja, Glenda, es ging um Jane. Worum denn sonst?«

»Habt ihr keine Möglichkeit gefunden, etwas zu unternehmen?«

Ich lächelte schief und bitter. »Weißt du, Mädchen, darüber haben wir gar nicht geredet.«

»Sondern?«

»Ist egal.«

»Sei doch nicht komisch, John. Wir meinen es wirklich nur gut mit dir, und wir wollen dir helfen. Vorhin hat Bill Conolly angerufen. Auch er wird alles versuchen, Jane…«

»Ja, ja, ich weiß. Ihr wollt mir alle helfen. Das ist zwar gut und schön, aber was nutzt es?«

»Gemeinsam ist man stärker.«

»Ich kenne den Gewerkschaftsspruch, doch kratz dich mal am Rücken, wenn du keinen hast.«

»Was soll das denn heißen?«

»Wir wissen nichts, gar nichts. Diese Oberhexe Wikka kann sich in einer anderen Dimension aufhalten oder irgendwo auf der Welt verstecken. Das ist wie damals bei der Mordliga. Wir stehen wieder

vor dem gleichen Problem. Und die Mordliga können wir auch nicht zerschlagen, da in diesem verdammten Gebiet an der Südspitze Feuerlands die Auswirkungen des Krieges zu spüren sind. Es ist wie ein Teufelskreis, aus dem man nicht herauskommt.«

»Dein Pessimismus ist schon fast ansteckend«, hielt mir Glenda entgegen.

»Nein, ich bin Realist.«

»Dann arbeite doch mit uns zusammen und gehe nicht deinen Weg als Einzelner.« So wie Glenda vor mir stand, war sie ziemlich wütend, und sie stampfte sogar ein paarmal mit dem Fuß auf. Auf ihren Wangen sah ich hektische rote Flecken. Unter der weit geschnittenen weißen Bluse mit dem großen Schalkragen hüpfte der Busen, und irgendwie überzeugte mich meine Sekretärin mehr als Sir James Powell.

»Okay, Mädchen«, sagte ich, »dann mach mal einen Kaffee.«

»Aha. Das ist also wieder der alte John Sinclair.«

Ich ging schon auf mein Büro zu. »Was bleibt mir denn auch anderes übrig? Ich hätte ja ohne deinen Kaffee nicht leben können.«

Glenda streckte den Kopf ins Zimmer. »Und ich dachte schon…«

»Was dachtest du?«

»Nichts, schon gut…« Sie verschwand wieder, dafür kam Suko zurück. Seinem Gesicht war die Laune abzulesen, und er fing auch sofort an, sich aufzuregen.

»Ich will dir ja nicht in den Kram reden, John, aber wie du dich angestellt hast, ist unmöglich.«

»Ja, es war ein kleiner Ausrutscher.«

»Gut, daß du es einsiehst.«

»Und wie geht es weiter?«

Der Chinese schaute erstaunt. »Wie? Auf einmal so kooperationsbereit?«

»Glenda hat mich überzeugt.«

»Na denn!« lachte Suko und schlug mir auf die Schulter. Damit war die Sache vergessen, doch innerlich hatte ich weiterhin zu knacken und dachte sehr oft an Jane Collins.

Glenda brachte den Kaffee. Sie hatte sich an diesem Tag besonders viel Mühe gegeben, jedenfalls schmeckte er mir noch besser als sonst, und das sagte ich ihr auch.

»Schmeichler.«

Während ich die ersten Schlucke nahm, schaute ich mir die Ergebnisse an, die Suko in zweitägiger harter Büroarbeit zusammengetragen hatte.

Oberthema Hexen, soviel vorweggenommen.

Wir gingen davon aus, daß Wikka, die Königin der Hexen, alles versuchen würde, um ihre Macht zu festigen.

Das hieß, sie mußte ähnliche Personen um sich sammeln, wie wir sie auf der Insel erlebt hatten und wie Jane Collins jetzt eine war.

Nun gibt es in England zahlreiche Hexenclubs und Zirkel. Wie viele davon echt sind, wußte niemand zu sagen, aber durch gezielte Einsätze war es der Polizei gelungen, Hexenclubs ausfindig zu machen. Hinzu kamen noch andere okkulte Vereine und Zirkel sowie die Vereinigungen irgendwelcher Banden, Gruppen und Sekten. All diese Informationen waren gespeichert. Suko hatte einen Teil von ihnen abgerufen und sie genau durchleuchtet.

Viel war nicht hängengeblieben. Was ihm interessant erschienen war, hatte mein Freund angestrichen. Ich nahm mir die Vereinigungen genauer vor und traf auf Namen, die mir bekannt vorkamen. Als damals der Hexenwahn London befallen hatte, waren diese Clubs im Zuge der Ermittlungsarbeiten aufgefallen.

Auch Geheimbünde waren registriert worden, und da stach mir einer besonders ins Auge. Er nannte sich MonsterClub.

»Ist das die heiße Spur?« fragte ich Suko und deutete auf das mit Rot unterstrichene Wort.

»Eigentlich ja.«

»Und wieso eigentlich?«

Suko holte tief Luft. »Bisher bin ich noch nicht dazu gekommen, mir den Club näher anzuschauen, das wollte ich gern mit dir zusammen. Ich hatte da mal telefonisch angefragt, erhielt allerdings keine Antwort.«

»Und was macht ihn verdächtig und hebt ihn von den anderen Clubs ab?« wollte ich wissen.

Da lächelte Suko und erwiderte gelassen: »Der Leiter des Clubs heißt Ernest Orapul.«

»Ein ausgefallener Name, das gebe ich zu.«

»Sogar sehr ausgefallen. Schreib ihn mal auf und lies die Buchstaben von hinten.«

Ich hob die Schultern und tat, was Suko vorgeschlagen hatte. O-r-a-p-u-l!

Meine Augen wurden groß. »Luparo«, flüsterte ich.

»Richtig, du Rätsellöser. Und von Luparo ist es nicht mehr weit bis zu Lupina, wenn ich recht überlege.«

Ich verzog das Gesicht. »Eine verdammt vage Theorie, mein Lieber.«

»Besser als gar keine.«

»Das stimmt auch.« Ich stützte mein Kinn in die linke Hand. »Ob dieser Luparo etwas mit Jane Collins und Wikka zu tun hat?«

»Muß nicht sein. Sollten wir jedoch auf eine andere, gefährliche Sache stoßen, haben sich unsere Bemühungen bereits gelohnt.«

»Da hast du recht«, sagte ich, stand auf und griff nach meiner Jacke. Die Depressionen hatte ich abgeschüttelt. Jetzt wollte ich endlich

herausfinden, wie der Hase lief…

***

Lady X hatte den Kolben der Maschinenpistole in die Hüfte gestemmt. Es sah lässig aus, wie sie dastand, tatsächlich jedoch war sie voll konzentriert.

Die Schüsse hackten. Echos wurden zurückgeschleudert und vereinigten sich zu einem regelrechten Schußgewitter, das sogar das Jaulen der Querschläger übertönte. Die Scott hätte bestimmt nicht geschossen, wenn es nicht allerhöchste Zeit gewesen wäre. Im Gegensatz zu Dr. Tod kannte sie nämlich einiges mehr, und deshalb setzte sie die kurze Garbe dicht neben Morasso in die Wand.

Betonstaub umsprühte Morasso, der kaum zusammengezuckt war und weiterhin den Würfel des Unheils fest umklammerte.

Als die Echos langsam verstummten, drehte er sich zu der Vampirin um und fragte mit spöttisch klingender Stimme. »Meinst du denn im Ernst, daß du mich damit beeindrucken kannst?«

»Nein, nicht direkt.«

»Und weshalb hast du geschossen?«

»Weil ich den Dialog nicht abbrechen lassen will. Es soll keiner im Piranha-Becken landen. Wenn wir uns freiwillig dezimieren, dann lachen nur die Gegner.«

»Sie hat gegen ein Verbot verstoßen!« zischte Morasso. »Das weißt du genau. Und da gibt es nur die eine Lösung.«

»Sicher.« Die Scott nickte. »Normalerweise hätte ich dir ja auch zugestimmt, aber da ist etwas, das mich gewaltig stört.«

»Dann los!«

Die Scott machte es spannend. Sie schaute auf Lupina, die sich nicht gerührt hatte. Ihr Gesicht wirkte wie versteinert. Nur das braune Fell war weiterhin gesträubt, und in den Augen der Werwölfin lag ein seltsames Leuchten.

»Wir können nicht auf sie verzichten«, erklärte die Scott. »Es ist unmöglich.«

»Und weshalb?« forderte Morasso.

»Ganz einfach. Lupina ist ein sehr wertvolles Mitglied unserer Verbindung, und sie hatte einen verdammt triftigen Grund, aus der Reihe zu tanzen.«

»Bei mir gibt es keine Gründe«, sagte Solo Morasso kalt.

»Aber für Lupina.«

»Dann sag ihn mir!«

Lady X schaute die Werwölfin wieder an. Sie wartete auf ein zustimmendes Nicken, doch bei Lupina tat sich nichts. Sie wirkte gleichgültig und überließ der Vampirin die Initiative.

»Also gut«, sagte diese und nickte. »Es gibt, wie ich schon andeutete,

einen sehr triftigen Grund für Lupinas Verhalten. Ich kann auch verstehen, daß sie weg will. Denn sie muß ihn suchen, finden und sich um ihn kümmern.«

»Um wen?« zischte Morasso.

Lady X lächelte spöttisch, wollte eine Antwort geben, da sprach Lupina. »Um meinen Sohn!«

***

Selbst Solo Morasso, den man ja nicht so leicht überraschen oder etwas vormachen konnte, zeigte sich perplex. Er schüttelte seinen Schädel, schluckte, und an seinem dicken Hals bewegte sich unter der Haut der Adamsapfel.

»Das gibt es doch nicht«, flüsterte er. »Ihr wollt mich hier reinlegen!« Sein Gesicht lief rot an, so daß es fast die gleiche Farbe hatte wie die Blutstreifen.

»Lupina hat einen Sohn!« keuchte er. »Nein, das kann ich nicht glauben. Das will ich nicht glauben.« Er lachte schrill und trommelte mit beiden Fäusten auf der Platte des Schaltpults herum. »Ich werde verrückt, da wird hinter meinem Rücken ein Spiel gespielt, ohne mich davon zu informieren.«

»Wir hätten es getan«, sagte Lady X.

»Ach, du wußtest es auch?« Morasso schaute die Scott schräg von der Seite an.

»Ja, Lupina sagte es mir. Und sie will ihren Sohn nicht allein lassen, denn sie spürt die Gefahr, die sich über seinem Kopf ausbreitet. Sie möchte ihn retten!«

»Und dann?«

»Wird sie wieder zurückkehren.«

»Mit dem Sohn?«

»Ja.«

Da schüttelte Morasso den Kopf. Er schlug sich dabei gegen die breite Stirn, trat wütend mit dem Fuß auf und zeigte durch sein Benehmen, daß er nicht gewillt war, sich auf diesen Kompromiß einzulassen. Nein, er war kein Kinderhort. Wenn sie einen Sohn hatte, dann sollte sie ihn sich selbst überlassen. Das sagte er auch.

Die Scott hob die Schultern. »Das ist nicht gut von dir, Solo Morasso.« Sie war die einzige, die so mit ihm sprechen durfte. »Schließlich ist ihr Sohn nicht irgendwer.«

»Wer dann?« höhnte Dr. Tod.

»Er ist ebenfalls ein Werwolf und wird uns sicherlich unterstützen. Wir haben genug Leute verloren.«

»Ich brauche keine weiteren Mitglieder für die Mordliga mehr. Und wenn, dann nehme ich starke Dämonen. Ich akzeptiere diesen komischen Sohn auf keinen Fall.«

»Das wirst du aber«, antwortete Lupina.
»Wer gibt hier die Befehle?«
»Wenn ich meinen Sohn nicht herholen kann, werde auch ich nicht mehr zurückkehren.«
Das Betongesicht des Solo Morasso verzog sich zu einem grausamen Lächeln, während seine Hände wieder den Würfel umfaßten.
»So einfach ist das nicht. Ich lasse dich nicht weg, Lupina. Du bleibst hier, und wenn ich dich einkerkern muß.«
Lady X sprach dagegen. »Willst du es tatsächlich auf eine Konfrontation ankommen lassen?«
»Hier befehle ich! Für dieses Mal lasse ich die Rebellion noch durchgehen. Ein zweites Mal werde ich nicht so gnädig sein. Das merkt euch!«
»Schade«, sagte die Vampirin. »Dabei hätten wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen können.«
»Was soll das schon wieder?«
»Lupina hat nach ihrem Sohn geforscht…«
»Wer ist überhaupt der Vater?« unterbrach Morasso Lady X und fragte gleich weiter: »Oder gibt es so etwas nicht?«
Lady X und Lupina tauschten einen Blick. Die Werwölfin schüttelte den Kopf. Ein Zeichen, daß sie sich darüber ausschweigen wollte.
»Du willst es also nicht sagen?« stellte Morasso fest.
»Nein.«
»Nicht so wichtig, wenigstens nicht im Moment. Auf jeden Fall bleibst du hier.«
»Du hast mich nicht zu Ende reden lassen«, sagte die Scott leise. »Wir können tatsächlich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, denn alle Spuren führen nach England. Dort hält sich Lupinas Sohn auf. Und nicht nur das, er soll sich sogar in London befinden, wo es auch einen John Sinclair gibt. Wenn Lupina in London eintrifft, kann sie nicht nur ihren Sohn holen, sondern gleichzeitig unseren großen Gegner John Sinclair erledigen.«
Nach diesen Worten herrschte eine Schweigepause. Dr. Tod stierte die Vampirin an, seine Mundwinkel zuckten, die Augen blitzten, und sein verletztes Gesicht verzog sich zu einer spöttischen Grimasse. Einen Augenblick später brach das Lachen aus ihm hervor. So laut und schallend, wie er noch nie gelacht hatte. Aber auch hämisch und voller Hohn.
»Nein!« keuchte er. »Nein, ich glaube, ich habe mich verhört. Das gibt es doch nicht. Sie, Lupina, will John Sinclair packen? Hat sie sich dabei nicht ein wenig zuviel vorgenommen?«
»Wieso? Sie erhält Unterstützung.«
»Von wem denn?«
»Es gibt sicherlich einige Freunde, die ihr zur Seite stehen, wenn es

brenzlig wird.«

»Das glaube ich kaum. Was uns in gemeinsamer Aktion nicht gelungen ist, wird auch sie nicht schaffen. Ihr könnt mir viel erzählen, darauf kann ich nicht hören. Nein, so etwas ist nicht drin. Auf keinen Fall.«

»Dann bleibt es bei deinem Entschluß?«

»Ja.«

»Und John Sinclair?«

»Um ihn werden wir uns zu gegebener Zeit kümmern. Mit stärkeren Dämonen als Lupina. Ich weiß von ihrem Freiheitsdrang. Ich kenne sie. Königin der Wölfe nennt sie sich. Sie träumt von einer Allianz der Bestien. Soll sie bei ihrem Traum bleiben. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen.«

»Es war nur ein Vorschlag«, sagte Lady X.

»Als mehr habe ich ihn auch nicht aufgefaßt.« Dr. Tod drehte sich zu Lupina um.

»Und solltest du trotzdem etwas versuchen, dann denke an die kleinen Fische. Ob Mensch oder Dämon, ihre Zähne sind wie Messer, sie machen da keinen Unterschied…«

Er lachte über seine eigene Antwort. Der Satan persönlich hätte nicht schlimmer lachen können…

***

Ernest Orapul!

Dieser Name ging mir nicht aus dem Kopf. Verrückt war Sukos Idee, eine Spinnerei vielleicht, aber hatte uns die Vergangenheit nicht gelehrt, daß es gerade die außergewöhnlichen Theorien und Ideen gewesen waren, die uns oft den Zielen näher brachten?

Wenn man die Sache so betrachtete, da bekam der Name Orapul schon ein völlig anderes Gesicht.

Und aus ihm entstand durch rückwärts Lesen der Name Luparo.

Vorsitzender eines MonsterClubs sollte er sein. Warum auch nicht? In England gibt es viele verrückte Clubs, ein MonsterClub hat in der Sammlung noch gefehlt. Auf jeden Fall würden wir ihn uns anschauen. Auf die Mitglieder war ich gespannt. Wir hatten noch einmal unter der angegebenen Telefonnummer angerufen, doch eine Verbindung war nicht zustande gekommen, deshalb waren wir auf einen Besuch im Club wirklich gespannt. Wir mußten quer durch London. Die Adresse lag dort, wo eine der nördlichsten U-Bahn-Stationen endet. Stanmore. Genau drei Stationen hinter dem Wembley Park. Die Gegend war mir zwar vom Sehen her bekannt, aber irgendwelche Straßennamen kannte ich nicht. Zudem gehörte sie bereits zu einem sehr ländlichen Gebiet. Vom Mief der Londoner City war dort nicht viel zu merken. Allerdings wußte ich von einem gewaltigen Bauprojekt, das die Stadt

dort vor einigen Jahren in Angriff genommen hatte und das erst in den letzten Monaten fertig geworden war. Man hatte dort Mietskasernen errichtet, um der Wohnungsnot in der City Herr zu werden. Ein gewaltiges Millionen-Pfund-Projekt. Ob die Häuser allerdings bewohnt waren, wußte ich nicht, und wenn, dann hoffte ich zumindest, daß wir die Anschrift des MonsterClubs nicht in einem dieser Bauten zu suchen hatten.

An Wembley fuhren wir vorbei. Ich sah die riesigen Parkanlagen, die großzügigen Abstellflächen für die Autos und auch die hohe Rückfront des gewaltigen Stadion-Baus. Das war schon eine tolle Sache, und ich nahm mir vor, mal wieder ein Fußballspiel zu besuchen, falls es meine Zeit zuließ. Es gab eine gut ausgebaute Straße, die nach Stanmore führte und einige kleine Ortschaften nur am Rande berührte. Wir hatten herrliches Wetter. Über dem Atlantik lag ein gewaltiges Hochdruckgebiet, das sich bis nach Sibirien hinzog und den größten Teil Europas mit strahlendem Sonnenschein verwöhnte. Auch England gehörte dazu. Die Sonne schien sehr warm.

Ich hatte keine Lust zu fahren und überließ Suko das Steuer. Hin und wieder warf er mir einen schiefen Blick zu. »Was ist?«

»Ach nichts.«

»Komm, du hast doch was.«

»Ich frage mich nur, ob du tatsächlich wieder so bist wie früher.«

»Das siehst du doch.«

Der Chinese lächelte. »Dann hatte Sir James doch recht mit seiner Vermutung.«

»Wie lautet die?«

»Er war der Ansicht, daß du dich schnell wieder einkriegen würdest. Und noch ist ja nicht alles verloren.«

Ich schloß den Mund so fest, daß meine Lippen einen schmalen Strich bildeten. »Nein, Suko, ich habe für Jane keine Hoffnung mehr. Ich glaube nicht, daß sie noch einmal zurückkommt. Wer sich in den Klauen dieser Wesen befindet, ist rettungslos verloren.«

»Dann müßtest du als Werwolf durch die Gegend rennen und den Mond anheulen«, hielt er mir entgegen, wobei er auf einen Fall anspielte, der mich tatsächlich zu einem Werwolf gemacht hatte. Zudem hatte ich mich noch in Lupina, die Königin der Wölfe, verliebt und sogar mit anderen Bestien um sie gekämpft.

»Das war etwas anderes. Ihr seid damals früh genug erschienen, um mich durch eine Bluttransfusion zu retten, doch bei Jane liegt der Fall anders. Sie hat sich körperlich nicht verändert, sondern seelisch. Das ist für mich schlimm.«

Suko hob die Schultern. »Dafür haben wir trotzdem noch einen Trumpf in der Hinterhand.«

»Meinst du Tanith?«

»Ja.«
Ich winkte ab. »Wir haben ihr noch nicht Bescheid gegeben, und eine Garantie ist sie auch nicht.«
»Du bist und bleibst ein Pessimist, John.«
Ich schwieg. Erst als das Ortsschild von Stanmore am Straßenrand erschien, sagte ich: »Wir sind da.«
»Habe ich auch schon gesehen.«
Links lagen die Hochhäuser. Eine extra angelegte Straße führte dorthin. Und im Schatten dieser Bauten lag der alte Ortskern von Stanmore. Es war ein schöner, alter englischer Ort, so wie man ihn aus Prospekten kennt. Die grauen Steinfassaden der Häuser zeigten zumeist einen dichten Efeubewuchs. Die blanken Scheiben blitzten im Sonnenschein, und die Reifen des Bentley rumpelten über das Kopfsteinpflaster. Die meisten Türen der Geschäfte und Pubs standen offen, weil die Menschen den Sonnenschein in die Räume lassen wollten.
»Und wo finden wir jetzt diesen Ernest Orapul?« murmelte Suko.
»Halt mal an, wir fragen.«
Nach der nächsten Kurve, sie führte um eine halbrunde, mit Bäumen bewachsene Grünfläche, auf der weißgestrichene Bänke standen, die im Schatten der Zweige und Äste lagen, stoppte Suko.
Auf einer Bank saßen zwei ältere Männer und ließen sich die Sonne in die Gesichter scheinen. Da ich nicht schreien wollte, stieg ich aus, ging um den Wagen herum und auf die Männer zu. Gespannt schauten sie mir entgegen und warteten auf meine Frage.
Ich grüßte höflich und erkundigte mich nach Ernest Orapul.
Kaum hatte ich den Namen ausgesprochen, als sich die Mienen der beiden Leute verschlossen.
»Zu dem wollen Sie?« fragte einer.
Ich tat unbefangen und lächelte. »Ja, da haben wir einen Termin.«
»Dann sind Sie selbst schuld.«
»Stimmt etwas nicht mit diesem Orapul?«
Die beiden Männer warfen sich vielsagende Blicke zu. Sie machten es direkt geheimnisvoll und hoben wie auf Kommando die Schultern.
»Jetzt haben Sie mich aber neugierig gemacht, Gentlemen«, sagte ich. »Wir müssen da etwas abliefern und…«
»Ach so«, sagte einer. Und der andere nickte.
Innerlich mußte ich über die beiden lachen. Die hätten in jedem Film mitspielen können.
»Ja, das ist nämlich so. Sie haben doch sicherlich schon von dem MonsterClub gehört?«
»Nein!« log ich.
»Orapul leitet den MonsterClub.«
Ich winkte ab. »Eine Spielerei. Ich kenne sogar einen, der leitet einen

Club für Badewannenfreunde.«

»Das ist harmlos.«

»Der MonsterClub nicht?«

Wieder tauschten die beiden einen Blick und hoben die Schultern. »Wenn Sie nur etwas abliefern wollen, Mister, können Sie ja hinfahren.«

Ich bedankte mich und erhielt noch einen guten Rat. »Drehen Sie dann sofort um und fahren Sie weg.«

»Danke, werden wir machen.« Ich lächelte und winkte den beiden Alten zu.

»Hat ja lange gedauert«, meinte Suko, als ich mich neben ihn setzte und den Wagenschlag zuzog.

»Ja, die beiden Knaben haben mich gewarnt.«

»Vor Orapul?«

»Nicht nur. Es ging ihnen besonders um den MonsterClub. Er scheint ihnen nicht geheuer zu sein.«

»Wir werden sehen«, erwiderte er trocken und fragte mich, wie er fahren sollte.

Ich hatte die Wegbeschreibung behalten, die man mir gegeben hatte, und dirigierte Suko entsprechend. So lernten wir einen der nördlichsten Vororte Londons kennen. Allerdings fanden wir die Adresse nicht in Stanmore selbst, sondern mußten raus.

Die Gegend wurde wieder ländlich. Sogar ein Waldstück tat sich vor uns auf. Die Straße führte hindurch, und hinter den Zweigen mancher Bäume sahen wir die Fassaden von Holzhäusern.

Hier hatten sich großstadtmüde Londoner ein Wochenenddomizil errichtet.

Hinter dem Wald kreuzte ein Bach unseren Weg. Wir mußten über eine Steinbrücke, gelangten an eine Kreuzung und fuhren rechts ab, in das Gelände hinein. Ich deutete nach vorn. »Da muß es sein.«

Wegen der Sonne mußte ich mich ein wenig nach rechts beugen, um das Haus erkennen zu können. Haus war nicht richtig gesagt, das war schon ein kleines Schloß. Auf jeden Fall gab es an der linken Seite einen Turm. Selbst aus der Entfernung konnten wir sehen, daß er nicht rund, sondern fünfeckig gebaut worden war. Die quadratischen Fenster waren klein und sahen aus wie dunkle Löcher in steingrauen Mauerwerk, an dem ebenfalls wilder Wein und Efeu hochwuchs. Das Haus selbst erinnerte mich in seiner Form an eine auf die breite Kante gestellte, übergroße Zigarrenkiste. Es mußte viele Zimmer geben, wenn wir von der Anzahl der Fenster ausgingen, die sich in drei Etagen auf der Vorderseite verteilten.

»Hier kann man einen MonsterClub unterbringen«, meinte Suko, als er den Wagen vor dem Haus stoppte. Da gab ich ihm recht.

Wir stiegen aus.

Es gibt Häuser, die strahlen etwas aus. Manche eine angenehme Atmosphäre, andere wieder eine düstere. So verhielt es sich hier.

Obwohl die Sonne prächtig schien, spürte ich Beklemmungsgefühle. Das konnte sicherlich an dem Haus liegen, zudem befand sich dort der Sitz eines obskuren Clubs. Fahrzeuge standen nicht vor dem Gebäude. Einzig unser Bentley briet im Schein der Sonne. Kein Schild am Eingang wies darauf hin, wer hier seinen Unterschlupf gefunden hatte. Dafür entdeckten wir eine Klingel.

»Sieht aus, als wäre keiner da«, meinte Suko. Ich versuchte es trotzdem.

Irgendwo im Haus schlug eine Glocke an, als ich den Knopf an der Wand drückte. Jetzt waren wir gespannt, ob jemand öffnen würde, und tatsächlich hörten wir Schritte, die sich der Tür näherten. Durch den in Kopfhöhe angebrachten Spion wurden wir gemustert, bevor sich in der Tür eine Klappe hob, die wir zuvor nicht gesehen hatten.

Das Gesicht eines alten Mannes erschien in dem viereckigen Ausschnitt. Mißtrauische Augen musterten uns. »Was wollen Sie?«

Ich hatte die Vorstellung übernommen und nannte unsere Namen. »Wir hätten gern mit Mr. Ernest Orapul gesprochen, wenn es sich machen läßt, mein Herr.«

Keine Antwort. Dafür im Hintergrund eine keifende Frauenstimme. »Wer ist denn da, Jo?«

»Zwei Männer.«

»Was wollen sie?«

»Mit ihm reden!«

»Schick sie weg, Jo. Verdammt, schick sie weg.«

Jo wandte sich uns wieder zu. »Sie haben gehört, was gesagt wurde. Gehen Sie!«

»Ist Mr. Orapul nicht da?«

»Gehen Sie! Es ist in Ihrem Interesse.« Er schaute uns warnend an.

Wenn jemand so reagierte, dann wurden wir erst recht mißtrauisch. Die Leute hatten etwas zu verbergen, und es mußte schon etwas Besonderes sein, wenn sie sich Fremden gegenüber so verhielten. »Wir möchten trotzdem hinein.«

»Sie haben doch gehört, daß es nicht geht. Außerdem will Mr. Orapul mit keinem reden.«

»Das soll er uns selbst sagen. Oder wollen Sie, daß wir mit mehr Leuten zurückkommen?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ganz einfach, Mister. Wir beide sind von der Polizei. Scotland Yard, um genau zu sein.«

Seine Reaktion konnte ich nicht erkennen, dafür war der Ausschnitt zu klein, ich glaubte jedoch, daß sich die Augenbrauen des Mannes zusammengezogen hatten. Dann verfiel er auf die Ausweistour. Er

wollte unsere Legitimationen sehen.
Das war sein gutes Recht. Wir präsentierten ihm die Dokumente, wobei er sich vor allen Dingen Suko besonders anschaute, denn einen Chinesen als Yard-Inspektor sieht man wohl nicht alle Tage.
»Sind Sie immer noch nicht verschwunden?«
Wir hörten die keifende Stimme aus dem Hintergrund, und der Mann drehte sich unwillig um. »Das sind welche von der Polizei.«
Es wurde still. Das Gesicht des Mannes hinter der Klappe zuckte. Er stand schwer unter dem Pantoffel. Jetzt grübelte er wohl darüber nach, ob er einen Fehler begangen hatte. »Also gut, laß sie rein, Jo.«
»Aber Clara…«
»Laß sie rein, zum Henker!«
Das schien mir vielleicht eine Xanthippe zu sein. Die sprach nicht, die keifte nur, und Jo blieb nichts anderes übrig, als uns zu öffnen. Dabei bewegte er drei Schlüssel in verschiedenen Schlössern. Vor Einbrechern schienen sie Angst zu haben.
Die Tür wurde aufgezogen. Wir schauten in eine düstere Diele und traten über die Schwelle.
Die ›Xanthippe‹ erwartete uns in der Mitte des Raumes. Hoch aufgerichtet wie ein Feldwebel stand sie dort. Licht, das durch die Fenster fiel, streifte ihr Gesicht. Clara war groß und hager. Die Haut auf ihrem Gesicht glänzte leicht, als hätte sie es mit einer Creme eingerieben. Sie hatte einen schmalen Mund, ihr Blick war stechend, und das grauschwarze Haar fiel dünn zu beiden Seiten des Kopfes herab, wobei es zu einer Pagenfrisur geschnitten war. Die Frau trug ein dunkles Kleid und ebenfalls dunkle Strümpfe.
Kalt schaute sie uns entgegen. Hinter uns schloß ihr Mann die Tür. Er drückte sie so sacht ins Schloß, als hätte er ein schlechtes Gewissen. »Was wollen Sie also?« fragte sie uns.
Bisher hatte ich geredet, das weitere überließ ich nun meinem Freund Suko. »Wir möchten mit Mr. Ernest Orapul reden.«
»Der ist nicht hier.«
»Das glauben wir Ihnen nicht, Ma’am…« Ihren Nachnamen nannte sie nicht, dafür winkte sie energisch ab.
»Wenn ich es Ihnen sage, dann stimmt das! Außerdem haben Sie bei uns nichts zu suchen. Verschwinden Sie wieder«
»Darf ich Sie daran erinnern, daß Sie mit zwei Beamten von Scotland Yard sprechen?« erkundigte ich mich.
»Na und? Seid ihr etwa Supermänner?« Sie lachte schrill, so daß sich ihr Mann genötigt sah, einzugreifen.
»Du solltest freundlicher zu den Herren sein, Clara.« Er schob sich in unser Blickfeld. Bisher hatten wir nur einen Teil seines Gesichts erkannt.
Er war kleiner als Clara, ging gebeugt und hatte ein Gesicht, dessen

Haut eine ungesunde Farbe zeigte. Blaß kam sie mir vor und irgendwie durchsichtig. Seine Hände zuckten nervös. Die Finger waren überlang, seine Lippen bewegten sich wie im Selbstgespräch, und auf seinem Kopf wuchs das Haar so wirr, als wäre es mit einem Rasenmäher geschnitten worden.

»Was soll das heißen?« herrschte Clara ihren Mann an. Der duckte sich, als er die Worte vernahm.

»Ich meinte nur so.«

»Deine Meinung war und ist nicht gefragt«, erklärte sie und demonstrierte damit erneut, wer hier das Sagen hatte. Bevor der Streit zu einem Ehekrach ausarten konnte, mischte ich mich ein.

»In welcher Beziehung stehen Sie beide eigentlich zu Mr. Orapul?«

Die Antwort gab Clara. »Wir verwalten sein Haus.«

»Verwandt sind Sie nicht?«

»Nein.« Sie ging einen Schritt zur Seite, weg aus dem Streifen Sonnenlicht. »Sonst noch Fragen?«

»An Sie weniger, nur an Mr. Orapul.«

»Damit können wir Ihnen leider nicht dienen. Zudem ist er nicht im Hause, und wir werden es auch bald verlassen. Wir müssen in den Ort.« Danach lächelte sie zum erstenmal. Es war nur ein dünnes, flüchtiges Bewegen der Lippen.

»Sie können natürlich gern hier warten, bis Mr. Orapul erscheint, das bleibt Ihnen frei.«

Suko und ich tauschten einen Blick. Sollen wir das Angebot annehmen? So völlig waren wir nicht überzeugt. Irgend etwas störte uns, das kam zu plötzlich.

Der Chinese nickte. Deshalb sah ich keinen Grund, anders zu handeln, und erklärte: »Ja, wir werden bleiben.«

»Ihre Sache«, erwiderte Clara knapp und warf ihrem Mann einen schnellen Blick zu. »Bist du bereit?«

»Ja.«

»Dann komm.« Sie würdigte uns keines Blickes, als sie durch die Halle auf die Tür zuschritt, sie aufzog und verschwand. Als die linke Türhälfte ins Schloß flog, zitterte die rechte nach. So heftig hatte die Frau reagiert.

Ich hob die Schultern, schaute Suko an und deutete auf eine Sitzgarnitur. »Stehen bleiben müssen wir auch nicht.«

Das Leder war braun eingefärbt und weich. Wir nahmen in den Sesseln Platz, deren hohe Rückenlehnen uns bis an den Hinterkopf reichten. Zudem spürten wir, wie ausgesessen die Möbelstücke bereits waren, denn wir sanken tief hinein. Zwischen uns stand ein Tisch. Sein Gestell war aus Holz, die Füße leicht gedreht, und als Platte diente ein dunkler Marmorstein, der grünlich schwarz schimmerte. Auf dem Tisch stand ein Aschenbecher. Daneben ein Feuerzeug.

Ich griff danach und holte auch meine Zigaretten hervor. Den blaugrauen Rauch der ersten Züge blies ich in einen durch das Fenster fallenden breiten Sonnenstrahl, wo der Qualm in trägen Wolken weiterzog und sich der Scheibe näherte. So entspannt, wie ich in dem Sessel hockte, war ich in Wirklichkeit nicht. Die Sache hier gefiel mir immer weniger. Draußen hörten wir einen Automotor. Da wir keinen Wagen gesehen hatten, konnten wir davon ausgehen, daß sich ein Parkplatz hinter dem Haus befand. Der Wagen fuhr um das Haus herum, und sein Motorengeräusch verklang in der Ferne.

»Das alles gefällt mir immer weniger«, sagte Suko und holte tief Luft. »Mir ist so etwas noch nie passiert - dir etwa?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, auch nicht.«

»Lädst du denn jemand ein, den du überhaupt nicht kennst?«

»Bestimmt nicht.«

»Es sei denn, du hast etwas mit ihm vor.«

»Zum Beispiel ihn in eine Falle zu locken«, nahm ich den Faden auf und spann ihn weiter.

»Richtig.«

Ich drückte die Zigarette aus. Sie schmeckte mir nicht mehr. In den letzten Tagen hatte ich zu viel geraucht. »Und du meinst, daß es sich hier um eine Falle handeln könnte.«

»Genau das.«

Nach dieser Antwort schwiegen wir. Stille umgab uns, auf die wir uns konzentrierten. Meiner Ansicht nach gibt jedes Haus Geräusche von sich. Das hatte ich bereits des öfteren erlebt. Die Häuser atmen dann, obwohl sie verlassen sind. Gerade die alten und älteren Bauten, wie wir es hier hatten, waren nie völlig still.

Hier jedoch konnten wir schon von einer Grabesruhe sprechen. Einer unnatürlichen Stille, die sich wie ein unsichtbarer Schleier über allen Räumen ausgebreitet hatte. Seltsam…

Als sich Suko bewegte, knarrte das Leder des Sessels. Ein Geräusch, das mich an das Aufstöhnen eines Menschen erinnerte. Der Inspektor stützte sich an den Lehnen ab und stand auf. Unruhig durchwanderte er die Diele. Er schaute die Treppe hoch, die zu einer breiten Galerie führte, ging weiter, und seine Tritte erzeugten auf dem Steinboden ein hallendes Echo.

Da an den Fenstern keine Vorhänge hingen, wurde der Schall kaum gedämpft. Es gab auch nur einen kleinen Teppich. Er lag nicht weit vom Kamin entfernt.

Suko unterbrach seine Wanderung, stemmte die Fäuste in die Hüften und blickte mich auffordernd an, als erwartete er von mir eine Bemerkung.

Ich tat ihm den Gefallen und sagte: »Nehmen wir mal an, dieses Haus ist tatsächlich eine Falle. Wie, wo und wann soll sie zuschnappen?«

»Das müssen wir herausfinden. Was nutzt es, wenn wir passiv hier herumsitzen?«

»Du denkst an eine Hausdurchsuchung?«

»Nicht direkt, aber es kann nicht schaden, einmal seinen Blick schweifen zu lassen.«

»Wie du meinst«, erwiderte ich und mußte lächeln. Es war wirklich besser, wenn wir uns umschauten. In der Halle hatten wir lange genug gesessen, jetzt wollten wir sehen, was die anderen Räume und Etagen verbargen, vorausgesetzt, es war nicht abgeschlossen.

Wir nahmen uns die erste Etage vor. Über die breite Treppe ging es nach oben.

Am Ziel fanden wir mehrere Räume und schauten hinein. Sie alle waren leer. Wir fanden keinerlei Indizien, die auf die Existenz eines MonsterClubs hingewiesen hätten, sondern eine normale Einrichtung, nichts Okkultes.

In der zweiten Etage gab es überhaupt keine Zimmer mehr. »Bleibt nur noch der Turm«, sagte Suko, als wir wieder hinuntergingen.

»Der lag dir doch die ganze Zeit schon im Magen, wie?« Mein Partner grinste.

»Klar, ich habe es nur nicht ausgesprochen.«

»Dann laß uns mal.«

Das war leichter gesagt, als getan. Zuerst mußten wir den Weg finden, der uns in den Turm brachte. Er befand sich am Westflügel des Hauses, war direkt an die Wand gebaut worden, und wir suchten nach einer entsprechenden Tür. Die gab es auch, und zwar fanden wir sie in einem winzigen, völlig verbauten Flur mit einer hohen Decke. Eigentlich rechneten wir damit, die Tür verschlossen zu finden, um so überraschter waren wir, als wir sie aufziehen konnten.

»Na, das ist doch was«, sagte Suko.

Kältere Luft schlug uns entgegen. Fünfeckig war der Turm angelegt worden, und auch die inneren Mauern zeigten diese Geometrie. Hinzu kam die breite Wendeltreppe, die sich wie eine Schlange in die Höhe wand und mit einem Geländer aus Eisen versehen war.

Wir stiegen sie hinauf. Es schien uns, als wollten die Stufen kein Ende nehmen. Es gab zwar zwischendurch Podeste, doch Türen entdeckten wir nicht. Dieser Turm schien überhaupt keine Räume zu haben.

Allerdings dachte ich an die Fenster, die wir von außen gesehen hatten. Sie lagen sehr weit oben, und vielleicht fanden wir dort das, was wir suchten.

Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. Das spürten wir auch in der Düsternis des Turminnern. Durch kleine Schießscharten sickerte nur wenig Licht. Ein paar Streifen, die allerdings ausreichten, um die ausgetretenen Stufen erkennen zu

können.

Endlich hatten wir unser Ziel erreicht. Suko war vorgegangen, und sein Blick traf als erster das große Podest dicht unter der Spitze des Turms. »Da ist was!« sagte er.

Schweratmend blieb ich neben meinem Partner stehen. Was wir sahen, hätte wohl keiner von uns erwartet, denn wir standen vor einem Podest, von dem fünf Türen abzweigten. Fünf pechschwarze Türen! Das hatte etwas zu bedeuten…

Hier oben war es noch düsterer. Nur die dunklen Türen konnten wir normal erkennen. Sie glänzten, da sich auf ihrer Oberfläche ein matter Lack ausbreitete.

Ich nahm die Lampe. Es war mal wieder meine kleine Bleistiftleuchte, die mir bereits so manch guten Dienst erwiesen hatte. Ihr schmaler Punktstrahl traf die erste Tür.

Keine Beschriftung, nur das glatte, leicht glänzende Holz.

Nichts, was auf das hingewiesen hätte, das hinter der Tür lag.

Ich holte ein paarmal tief Luft und leuchtete die nächsten Türen an. Diesmal ging ich dichter heran und fuhr mit der Lampe weiter von links nach rechts.

Als ich die letzte Tür mit dem dünnen Strahl erreichte, da wurden nicht allein meine Augen groß, auch Suko reagierte, indem er einen Zischlaut ausstieß.

Wie auch ich hatte er die Schrift erkannt. Es waren keine hellen Buchstaben, die sich auf dem Messingschild abzeichneten, sondern in einem dunklen Rot gefaßt worden. Zwei Worte lasen wir. Die aber hatten es in sich. Zu vergleichen mit der Brisanz einer Bombe. LUPINAS SOHN.

»Das ist doch nicht möglich!« flüsterte Suko. Er stand neben mir, war perplex und schüttelte den Kopf. »Ungeheuer, ich kann mir einfach nicht vorstellen…«

Seine Stimme brach ab. Ich gab ihm keine Antwort. Auch ich hatte mich überraschen lassen und wußte nicht, was ich sagen sollte. So etwas hatte ich noch nicht erlebt, nein, damit hätte ich nie im Leben gerechnet. Daß wir hier, in diesem rätselhaften Turm, auf den Namen Lupina stießen. Lupina!

Ich kannte die Werwölfin oder Königin der Wölfe, wie sie sich selbst nannte, sehr gut. Ein paarmal schon hatten wir uns gegenübergestanden, und ich hatte mich sogar in sie verliebt. Das war lange her, und bis zum heutigen Tag hatte ich geglaubt, über Lupina viel zu wissen, das war nun anders. Sie hatte einen Sohn! Auch einen Werwolf?

Bestimmt, etwas anderes konnte ich mir nicht vorstellen.

Lupina würde nie ein menschliches oder menschenähnliches Wesen zur Welt bringen und auch akzeptieren.

Nein, das mußte ebenfalls eine Bestie sein.
»Suko«, murmelte ich, »da stehen wir vor einer Sache, die wir noch gar nicht überblicken können. Das ist nur die Spitze eines Eisbergs.«
»Scheint mir auch so zu sein.«
Ich hatte meinen rechten Arm ein wenig gesenkt, so daß ich die Klinke anleuchten konnte. Sie bestand nicht aus Metall, sondern aus schwarzem Kunststoff und war zur Tür hin gebogen.
Eine moderne, neumodische Klinke. Wahrscheinlich war die Tür auch nicht älter. Man mußte diesen Turm nachträglich umgebaut haben.
»MonsterClub«, murmelte Suko. »So langsam scheinen wir der Sache auf den Grund zu kommen.«
Da hatte er recht. Ich ging bis dicht an die Tür heran und drückte die Klinke nach unten.
Diesmal hatten wir kein Glück. Es war verschlossen. »Hast du einen Dietrich?« wandte ich mich fragend an den Chinesen.
»Ja.«
Normalerweise taten wir so etwas nicht. Aber hier konnte ich es mir erlauben, die Tür zu öffnen. Der Name Lupina stand meiner Ansicht nach für Gefahr.
Während ich mich bückte und an dem Schloß herumfummelte, nahm Suko die Lampe und leuchtete. Das Schloß war zum Glück nicht besonders modern. Man konnte es noch mit den althergebrachten Instrumenten öffnen. Nur eins hatte sich geändert. Waren früher die Dietriche aus Stahl gewesen, so bestanden sie heute aus Kunststoff.
Ich bin kein Einbruchexperte, sondern mußte das anwenden, was man uns im Laufe der Ausbildung beim Yard beigebracht hatte. Dazu gehörte das Knacken einfacher Schlösser. Auch da mußte man in Übung bleiben. Bei mir dauerte es etwas länger, bis ich das Schloß auf hatte.
Schließlich schwang die Tür zurück. Sofort traten Suko und ich von der Öffnung weg, damit sich zwischen uns das dunkle Rechteck abzeichnete.
Beschossen wurden wir nicht, auch nicht über-oder angefallen, es blieb ruhig in dem Verlies. Und es hatte keine Fenster.
Dann mußten sich die Öffnungen wohl auf die anderen Turmzimmer verteilen. Das war natürlich schlecht, denn wir konnten so gut wie nichts sehen.
Sukos Arm erschien wie ein Schatten, während der Chinese an mir vorbeigriff. Ein schabendes Geräusch erklang, als er über die Innenwand tastete, und plötzlich vernahm ich ein Klicken.
Suko brauchte nicht zu sagen, daß er einen Schalter gefunden hatte. Ich sah, wie das Licht langsam anging. Wie im Kino. Es war kein helles Licht, sondern eins, das einen rötlichen Schein verbreitete und somit das gesamte Turmzimmer ausfüllte. Angestrahlt wurde es von zwei

kugelförmigen, rot bemalten Wandleuchten, an deren Enden die Leitungen begannen, die über das Mauerwerk liefen und im Boden verschwanden.

Hier hatte jemand umgebaut und elektrische Anlagen installiert. Der MonsterClub schien seine Vorhaben sehr ernst zu nehmen. Niemand lauerte auf uns im Turmzimmer, so daß wir es betreten konnten, ohne in irgendeine Gefahr zu laufen. Auf Zehenspitzen gingen wir, blieben nebeneinander stehen und schauten uns um.

Beiden fiel uns der Geruch auf. Wir schnupperten wie zwei Hunde, schauten uns an und hatten den gleichen Gedanken.

»Es riecht nach Blut«, wisperte Suko.

»Genau.«

Woher kam der Blutgeruch? Es rieselte mir kalt über den Rücken, als ich daran dachte, daß hier vielleicht ein Toter liegen konnte. Vorerst fanden wir nichts, nur eine Art Lager auf dem Boden, eine alte Matratze, die an den Seiten aufgerissen war, so daß die Füllung freie Bahn hatte und nach außen quoll. Da mir das rote Licht dennoch nicht ausreichte, weil es die Wände zu sehr im Dunkeln ließ, nahm ich noch einmal die kleine Lampe und leuchtete im Kreis. Jetzt sahen wir auch die Flecken an der Wand. Etwa in Hüfthöhe befanden sie sich. Wir gingen hin und sahen nun, daß es Blut war. Daher also der Geruch.

»John!« Sukos Stimme klang gepreßt, und ich machte mich schon auf etwas Schlimmes gefaßt, als ich mich umdrehte. Mein Partner schaute auf eine Stelle, die sich dicht neben der Tür an der linken Seite befand.

Lumpen lagen dort am Boden. Alte Kleidungsstücke, die niemand mehr haben wollte. Das wäre alles nicht schlimm gewesen, wenn nicht etwas unter der Kleidung hervorgeschaut hätte.

Es war eine Hand und der Teil eines Arms!

Bleich sah die Hand aus. Die Finger hatten sich zusammengekrümmt und bildeten eine Klaue. Ein Bild, das mir einen Schauder über den Rücken jagte, und fast traute ich mich nicht, die Lumpen in die Höhe zu heben. Ich tat es dennoch!

Ersparen Sie mir bitte eine Beschreibung. Soviel sei nur gesagt: Unter der Kleidung lag jemand, der einmal ein Mensch gewesen war. Ich sagte bewußt gewesen war!

Neben mir schüttelte sich Suko. Auch ihn hatte der Anblick hart getroffen. Er war ihm unter die Haut gefahren, und ich ließ die Lumpen schnell wieder fallen.

»Ein Werwolf«, murmelte ich. »Dieser Mann muß einem Werwolf in die Klauen gefallen sein.«

»Lupinas Sohn?«

Darauf konnte ich meinem Freund keine konkrete Antwort geben. Alles deutete jedoch darauf hin, daß es sich bei dem Mörder um einen

Werwolf gehandelt haben mußte. Vielleicht Lupinas Sohn. Nur - wo steckte er?

»Der hat sich aus dem Staub gemacht«, sagte Suko, wobei er sich im Zimmer herumdrehte. »Schade, ich hätte ihm gern eine Silberkugel auf den Pelz gebrannt.«

»Wenn das mal so einfach wäre. Falls es sich bei dem Monster um Lupinas Sohn handelt, dann haben wir noch einiges vor uns. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und Lupina ist eine Gegnerin, die wir nicht unterschätzen dürfen.« Suko wechselte das Thema.

»Das heißt hier doch MonsterClub. Bisher habe ich noch kein Monster gesehen. Ob es sich wirklich nur um Werwölfe handelt?«

»Kann schon sein.«

»Wo sind dann die anderen?«

»Uns stehen ja noch mehr Türen zur Verfügung. Da können wir nachschauen.«

»Dann los!«

Wir verließen die Stätte des Schreckens und standen kaum draußen, als tief unter uns ein Gong aufklang.

Sofort standen wir still.

Es blieb nicht bei einem Schlag. Ein zweiter, dritter und vierter drang an unsere Ohren, und er hallte schaurig durch den alten Turmbau mit der Wendeltreppe. Ich kam mir vor wie in einem alten Abenteuerfilm aus Hollywood, wo auch die Kampfszenen in den Studios gedreht wurden und die Akteure ängstlich vor der Kulisse aus bunt bemalter Pappe standen. Doch das hier war echt.

Weshalb schlug da jemand den Gong? Und wer war es überhaupt? Wir hatten keinen Menschen gesehen außer diesem seltsamen Ehepaar. Waren die beiden zurückgekommen? Die Gongschläge mußten eine Bedeutung haben, das war uns klar.

Kaum war der letzte Ton verhallt, wobei uns noch die Echos in den Ohren schwangen, da hörten wir hinter den vier verschlossenen Türen Geräusche.

Schreckliche Laute waren es. Ein Schmatzen und Würgen, ein grausames Schlürfen und Ächzen. Dazwischen überdeutlich und gut herauszuhören das hohle Kichern, das sich anhörte, als hätte es ein Wahnsinniger ausgestoßen.

Die Gongschläge hatten die Wesen hinter den Türen mobil gemacht. Der MonsterClub rüstete zum Kampf.

Und wie sie kamen.

Als hätte jemand ein Kommando gegeben, flogen mit einem Ruck sämtliche vier Türen auf.

***

Lupina tobte!

Noch nie hatte sie sich so gedemütigt gefühlt wie eben. Dr. Tod hatte seine Macht bewiesen. Im Verein mit Lady X hatte er es geschafft, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Aber da sollte er sich getäuscht haben. So leicht gab Lupina nicht auf. Sie hatte sich nur zurückgezogen und empfand dies als einen taktischen Zug.

Dr. Tod und die Mordliga hausten in dem unterirdischen Bunkersystem tief in der Erde Feuerlands. Jeder Dämon hatte einen Bereich für sich, so daß sie sich nicht gegenseitig in die Quere gerieten. In einem Betonverlies lebte Xorron, in dem nächsten Vampiro-del-mar, in einem anderen Lady X und in dem daneben Lupina, die Königin der Wölfe. Normalerweise waren die Türen verschlossen, und sie konnten die Kammern verlassen, doch es gab auch Sicherungen, die Solo Morasso eingebaut hatte. Von seiner zentralen Steuerstelle aus konnte er die Türen verriegeln.

Und den Stahl aufzubrechen, das schafften nicht einmal die Monster der Mordliga.

Lupina paßte die Entwicklung überhaupt nicht. Längst hatte sie sich innerlich von der Mordliga abgekehrt. Sie wollte einfach nicht mehr dableiben, es erschien ihr widersinnig. Das wußte leider auch Dr. Tod und hatte sich dementsprechend verhalten. Er hielt immer ein Auge auf die Werwölfin und wenn es nur ein elektronisches zur Überwachung war. Niederlagen hatte es in der letzten Zeit gegeben, nichts als Niederlagen. Tokata gab es nicht mehr. Mr. Mondo war umgekommen, und Dr. Tod stand so ziemlich auf verlorenem Posten. Lupina wußte genau, daß es mit der Zusammenarbeit zwischen ihm und dem Spuk nicht so klappte, wie er es sich vorgestellt hatte. Der Spuk war da sehr vorsichtig und hielt sich zurück. Er hatte Morasso zwar im Kampf gegen Asmodina geholfen, mehr auch nicht.

Der große Plan, die Erringung der Weltherrschaft, fiel immer mehr zusammen. Es gab halt zu viele Dämonen und mächtige Kräfte im Reich der Finsternis, und alle hegten verschiedene Interessen. Die unter einen Hut zu bringen war unmöglich. Lupina dachte da praktischer. Da sie bei der Mordliga schon nicht ihre große Chance sah, konnte sie eine Armee von Wölfen um sich versammeln, die allein auf ihr Kommando hörten. Lupina dachte auch darüber nach, wie die anderen Mitglieder der Mordliga zu Solo Morasso und ihr standen.

Bei Lady X war sie sich nicht sicher. Sie war eine gewiefte Taktikerin, das hatte sie noch von ihrem damaligen Menschsein übernommen, es nicht vergessen und spielte es immer wieder aus. Manchmal griff sie vermittelnd ein, so wie vor einigen Stunden, als es fast zur Eskalation zwischen Lupina und Dr. Tod gekommen war.

Und Vampiro-del-mar? Er gehörte zu den gewaltigen, gefährlichen Monstern, die allein ihrer Kraft gehorchten und sie rücksichtslos einsetzten. Zudem war er Morasso bedingungslos Untertan, denn Dr.

Tod hatte ihn aus seinem Grab unter dem Meeresspiegel erweckt.
Keine Chance, ihn auf meine Seite zu ziehen, dachte Lupina. Blieb noch Xorron. Auch den konnte sie vergessen. Xorron war ein Monster, das in keine Schublade paßte. Er war unberechenbar, er war schlimmer als alle zusammen, und ihm gehorchte ein Heer von Untoten und Zombies sowie die gefährlichen Ghouls.
Nein, Lupina war auf sich allein gestellt, aber das machte ihr nichts aus. Vielleicht gelang es ihr durch List und Tücke, das zu schaffen, was andere kaum für möglich hielten. Der Mordliga den Rücken zu kehren.
Dazu durfte sie sich nichts anmerken lassen. Sie mußte sehr vorsichtig sein, denn in jedem Verlies befand sich das gläserne Auge einer Kamera, das alles beobachtete und die Bilder aus den Räumen auf einen Monitor übertrug, vor dem Dr. Tod hockte und beobachtete.
Die Königin der Wölfe war sicher, daß er sie auch diesmal nicht aus den Augen ließ. Deshalb benahm sie sich sehr gesittet und bezähmte ihre Wut.
Sie hatte recht mit der Vermutung. Morassos Blick richtete sich in der Tat auf den kleinen Monitor, dessen Bildschirm das Verlies der Lupina zeigte.
Aber Dr. Tod war nicht allein. Neben ihm stand Lady X, die MPi über die linke Schulter gehängt. Sie hatte ihre Lippen zurückgezogen, so daß die Vampirzähne schimmerten.
»Ich muß sie töten«, sagte Morasso.
Diesen Satz hatte er in den letzten Minuten mehrmals von sich gegeben, und wie zuvor sprach die Scott auch diesmal dagegen.
»Es hat keinen Sinn, glaub mir. Wenn du sie tötest, schwächst du die Mordliga noch mehr.«
»Niemand kann so mit mir umspringen.«
»Ich weiß selbst, daß es falsch war, aber vielleicht bereut Lupina es längst.«
Das Lachen war kehlig. »Die und bereuen? Niemals. Nein, nicht Lupina. Sie träumt von einer großen Allianz der Werwölfe, und diesen Traum hat sie nie aufgegeben.«
»Gib ihr ein paar Tage Zeit!«
»Nein. Die kann ich nicht mehr bekehren. Lupina ist für mich und für uns nur Ballast, den wir abwerfen müssen. Ich werde ihr den Würfel präsentieren und sie dem Todesnebel aussetzen, damit ich ihre Knochen anschließend verbrennen kann.«
»Ist das dein letztes Wort?«
Morasso drehte sich auf seinem Stuhl um und schaute Lady X von unten her an. »Ja, das ist mein letztes Wort.«
»Dann laß mich wenigstens noch einmal mit ihr reden«, versuchte es die Vampirin. »Einmal nur.«

»Es ändert nichts an meinem Entschluß.«
»Trotzdem.«
Morasso überlegte. Dann nickte er und stand auf. »Ich gebe dir eine Viertelstunde. Inzwischen werde ich den anderen beiden mitteilen, wie ich mich entschieden habe. Sie sollen dabei sein, wenn ich Lupina vernichte.« Er grinste gehässig. »Gewissermaßen als eine schaurige Warnung.«
»Ich habe verstanden«, sagte Lady X mit belegter Stimme und schaute Dr. Tod nach, wie er den Raum verließ. Morasso, der kleine, aber kompakte Mensch-Dämon, öffnete die Tür und verschwand.
Lady X zeigte Unruhe. Die Entwicklung der Dinge gefiel ihr überhaupt nicht. Nicht daß sie eine besonders gute Partnerin der Werwölfin gewesen wäre, nein, sie dachte nur an die Schwächung, die die Mordliga erleiden würde, wenn Lupina einmal nicht mehr war. Und das wollte Solo Morasso nicht einsehen. Vielleicht dachte er auch ähnlich wie die Scott, nur ließ es sein Stolz nicht zu, dies zuzugeben. Eine Viertelstunde blieb ihr. Eine verdammt geringe Zeitspanne, in der sie es kaum schaffen würde, die eine oder andere Seite von ihrem Plan abzubringen. Trotzdem mußte sie es versuchen, auch wenn es unmöglich zu sein schien. Bevor sie die Zentrale verließ, warf sie noch einen Blick auf den Monitor. Er gab das Bild aus dem Verlies der Werwölfin wider. Lupina schaute nicht in das Objektiv der Kamera. Sie hatte sich auf den Boden gehockt, die Knie angezogen und den Kopf nach vorn gebeugt, wobei das lange blonde Haar wie ein Vorhang zu beiden Seiten nach unten fiel und von dem Gesicht überhaupt nichts erkennen ließ.
Wie die Scott den Mordligachef kannte, würde er jetzt Vorbereitungen treffen, um Lupina zu vernichten. Freiwillig!
Der Gedanke war so ungeheuer, daß sich das Gesicht des weiblichen Vampirs verzerrte. Sie mußte mit Lupina sprechen. Leider konnte sie nicht in ihr Verlies. Allerdings gab es eine Verbindung zwischen der Zentrale hier und dem Raum, in dem die Werwölfin hockte. Über Lupina befand sich ein Lautsprecher mit Mikrofonen an der Wand, so daß sie hineinsprechen und von Lady X gehört werden konnte. Pamela Scott stellte die Verbindung her. Ein Kratzen ertönte im Lautsprecher, dann war die Stimme der Werwölfin zu vernehmen. Sie hatte das Zeichen erkannt.
Ohne den Kopf zu heben, fragte sie: »Was willst du von mir, Lady X?«
»Mit dir sprechen!«
»Zwischen uns gibt es nichts mehr zu bereden. Du hast deine Seite gewählt, ich die meine.«
»Und du bist überzeugt davon, daß es richtig ist, was du getan hast?«
»Ja.«
»Das ist Irrsinn, Lupina. Du kommst allein nicht durch. Du brauchst

unsere Unterstützung.«

Das Lachen aus dem Lautsprecher klang kratzig und unecht. »Ich brauche eure Unterstützung nicht. Laß dir das gesagt sein. Ich will sie auch nicht, denn ich komme sehr gut allein zurecht.«

»Nein, gemeinsam sind wir stärker.«

»Unsinn. Haben wir den Geisterjäger geschafft? Nein!«

»Das ist etwas anderes!« hielt Lady X dagegen.

»Stimmt nicht. Ich habe darüber nachgedacht. Wir sind kein Team. Da ist jeder zu verschieden und nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Das müßtest du doch gerade wissen. Oder ist Vampiro-del-mar nicht dein besonderer Freund? Ihn würdest du doch auch lieber tot als lebendig sehen, wenn ich mich nicht irre?«

»Das stimmt nicht.«

»Dann hast du die ganze Zeit über gelogen. Mein Entschluß steht auf jeden Fall fest. Ich will mit euch nichts mehr zu tun haben.«

»Dann wird man dich töten!«

»Damit muß ich rechnen. Aber lieber vernichtet sein, als nur mit Niederlagen leben. Was können wir denn noch ausrichten? Wir sitzen hier und warten. Morasso denkt schon verdammt lange nach, aber eingefallen ist ihm nichts. Er hat keine Ideen mehr. Ich aber habe welche, und ich werde sie auch durchführen.«

Jetzt spielte Lady X ihre letzte Trumpfkarte aus. »Denkst du überhaupt nicht an deinen Sohn?«

Wie von der Tarantel gebissen, sprang Lupina in die Höhe. »Das wagst du mir zu sagen, du verfluchte Blutsaugerin?« Sie schaute jetzt direkt in das künstliche Auge, und ihr Gesicht hatte sich vor Wut zu einer Grimasse verzogen.

»Laß ihn aus dem Spiel!«

»Auf einmal? Du wolltest ihn doch sehen. Du hast sehr an ihm gehangen, wenn ich richtig informiert bin - oder willst du das auch abstreiten?«

»Nein.«

»Dann richte deine Reaktionen danach.« Die Werwölfin schwieg, während die Scott aufatmete. Sie glaubte, den richtigen Weg gefunden zu haben. Jetzt mußte sie nur noch ein wenig nachsetzen.

»Wenn du dich noch immer so stur stellst und überhaupt keine Kompromißbereitschaft zeigst, wirst du deinen Sohn niemals mehr sehen. Das wollte ich dir nur sagen.«

Nach diesen Worten schwieg die Blutsaugerin, und sie war gespannt, wie Lupina reagieren würde. Hatte sie den Köder angenommen? Es war wirklich das beste, was sie tun konnte. Sicherlich zeigte sich dann auch Solo Morasso den vernünftigen Argumenten zugänglich.

»Es bleibt uns nicht mehr viel Zeit für eine Entscheidung«, drängte Lady X.

Lupinas Fell sträubte sich. Sie war innerlich erregt, aus ihrem Maul drang ein Fauchen. Obwohl sie einen menschlichen Mund besaß, hatte sie ihn so weit aufgerissen, daß er schon einem Maul glich und diese Muskelbewegung ihrem Gesicht völlig fremde Züge verlieh.

»Gib noch einmal nach!« drängte die Vampirin. »Nur ein einziges Mal, dann hast du sicherlich auch die Chance, deinen Sohn zu sehen, an dem du ja so hängst und um den du ein Geheimnis gemacht hast.«

»Ich werde mit Dr. Tod reden!« sagte sie schließlich. Lady X war beruhigt. Endlich hatte sie Lupina überzeugt, obwohl immer noch ein winziger Rest von Mißtrauen blieb, aber die Werwölfin mußte vernünftig sein, sie konnte sich nicht gegen die Mordliga stellen, da würde sie immer den kürzeren ziehen.

»Soll ich ihm Bescheid geben?« fragte Lady X.

»Nein, das tue ich selbst.«

»Er wird sowieso gleich kommen.«

»Und was will er?«

Die Blutsaugerin lachte kehlig. »Kannst du dir das nicht denken? Er will dich bestrafen, aber ich werde für dich reden, und da muß er einfach nachgeben.«

»Das kann ich selbst.«

»Nun lehne nicht jede Hilfe ab. Du wirst sie brauchen können. Ich verlasse jetzt die Zentrale und komme zu dir, damit wir endgültig alles klarmachen können.« Es waren die letzten Worte der Lady X, die Lupina aus den Zentrale von ihr vernahm.

Stille umgab Lupina. Wenn sie ehrlich war, dann paßte ihr dieser Kompromiß überhaupt nicht, aber sie hatte ihn eingehen müssen, wenn auch nur zum Schein, denn sie wollte von ihrem großen Plan nicht abgehen, da war ihr die Mordliga eher im Wege als nützlich.

Durch die dicken Wände und die Eisentür drang kein Geräusch in das Verlies. Lupina hörte die Schritte nicht, aber sie merkte, daß sich der Hebel an der Innenseite bewegte, als von außen aufgeschlossen wurde.

Mit gleitenden, lautlosen Schritten war sie bis an die der Tür gegenüberliegenden Wand zurückgewichen und wartete dort ab, was sich tat. Kam Dr. Tod?

Ja, er war auch dabei. Mitgebracht hatte er Xorron, seinen treuesten Helfer, und der war ebenfalls nicht allein gekommen, denn fünf Untote hielten sich an seiner Seite…

***

MonsterClub! So hatten sie sich genannt. Und verdammt, was uns da entgegenwirbelte, waren in der Tat Monster. Grauenhafte Gestalten, Alptraumgeschöpfe, Ausgeburten der Hölle oder wie man sie auch immer nennen wollte. Wir hatten den einzig leeren Raum besetzt. Aus

den anderen vier stürmten Werwölfe. Menschengroß und noch mehr, so zeigten sich uns die grauenhaften Gestalten.

Es waren genau acht.

In jedem Zimmer hatten zwei gelauert. Braunschwarze Bestien mit weit aufgerissenen Mäulern, in denen regelrechte Reißzähne schimmerten, die uns zerfetzen würden. Einen Grund gab es für die Bestien immer. Es war die reine Lust am Töten, und bevor wir unsere Überraschung verdaut hatten, wuchteten schon zwei Tiere gegen uns. Bärenstark waren sie. Ich sah dicht vor meinem Gesicht die messerscharfen Pranken erscheinen und dazwischen die verzerrte Fratze des Tieres, aus dessen Maul gelblich schimmernder Geifer tropfte, der über die Schnauze lief und sich mit dem daran klebenden alten Blut vermischte. Ausweichen konnte ich nicht mehr, mich auch nicht um Suko kümmern, ich mußte jetzt gegen diese ausgehungerte Bestie um mein eigenes Leben kämpfen.

Gelauert hatten sie in den düsteren Turmzimmern und warteten nur darauf, daß es Nacht wurde, dann würden sie sicherlich auf Beutezug gehen, doch da ihnen vorher schon zwei Opfer in die Klauen gefallen waren, nahmen sie die Gelegenheit eiskalt wahr.

An eine Waffe konnte ich nicht mehr schnell genug herankommen, also riß ich beide Arme hoch, legte die Hände gegeneinander und drosch zu. Es war ein gewaltiger, kraftvoller Hieb, der genau die Schnauze der Bestie traf und sie zurückschleuderte. Die scharfen Krallen wischten an meinem Körper vorbei, und das Horrorwesen wurde gegen seine eigenen Artgenossen katapultiert.

Für höchstens zwei Sekunden hatte ich Luft. Diese Zeit mußte reichen.

Während ich nach meinem Dolch griff und ihn aus der Scheide riß, schaute ich mich um.

Zwei Bestien griffen überhaupt nicht in den Kampf ein, sie versperrten den Weg zur Treppe, damit wir nicht fliehen konnten, die anderen sechs wollten unseren Tod.

Ich sah Suko im Clinch mit zwei Werwölfen. Der Chinese wehrte sich hervorragend. Ich hatte den Dolch frei und stieß von unten nach oben zu.

Es war viel zu eng. Mein unheimlicher Gegner konnte nicht ausweichen. Er senkte nur seinen häßlichen Schädel und sah, wie die Klinge in seinem Körper verschwand. Sie war geweiht, bestand aus Silber und zeigte bei diesen Bestien eine tödliche Wirkung.

Ich hatte das Messer noch nicht wieder hervorgezogen, als ich bereits das Schreien hörte.

Nein, es war ein urwelthaftes Brüllen, als der Werwolf zerstört wurde, herumschwang und verzweifelt mit beiden Pranken um sich schlug, bevor er dorthin taumelte, wo die anderen beiden Tiere an der

Treppe lauerten. Sie machten Platz, schufen damit eine Lücke, und der tödlich verletzte Werwolf trat ins Leere. Er verlor das Gleichgewicht und rollte die Stufen hinab.

Das alles war in Sekundenschnelle über die Bühne gelaufen. Von rechts sah ich einen Schatten, wie er auf mich zutaumelte. Ich wollte das Messer hochreißen, als ich sah, daß der Werwolf tödlich verletzt war. Sukos Dämonenpeitsche hatte Streifen in sein Fell gerissen, aus denen grüngrauer Qualm kroch. Es war klar, daß wir es nicht mit allen Gegnern aufnehmen konnten. Wir konnten uns nicht hinstellen und sie abschießen, dazu waren sie viel zu nahe bei uns, da half vorerst nur eins: ein taktischer Rückzug.

Suko hatte den gleichen Gedanken gehabt wie ich.

»John!« hörte ich seinen Schrei und sah, wie der Chinese zurücksprang und durch die halb offenstehende Tür in dem fünften Verlies verschwand.

Einen weiteren Gegner konnte ich nicht mehr erledigen. Ein Messerstoß von mir fehlte, weil sich ein angreifender Werwolf gedankenschnell duckte, dann wurde es auch für mich Zeit, und ich hechtete ebenfalls in den Raum.

Kaum war ich an Suko vorbei, als der Chinese schon die Tür zuhämmerte.

Mich hatten zwei Bestien verfolgt. Wir hörten beide die aufeinanderfolgenden dumpfen Laute, als die schweren Körper gegen die Tür wuchteten.

Das Holz zitterte und ächzte, aber es brach nicht. Die Türen schienen doch stabiler zu sein, als sie aussahen.

Ich atmete auf, wobei ich mich mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt hatte und schwer Luft holte. Die letzten zwei Minuten waren verdammt haarig gewesen, und wir hatten es nur unserem harten Kampftraining zu verdanken, daß wir überhaupt so aus dieser Lage herausgekommen waren, ohne auch nur eine Verletzung erhalten zu haben.

Wenigstens glaubte ich das.

Um ganz sicherzugehen, fragte ich Suko.

»Ich habe kaum etwas abgekriegt.«

»Was heißt kaum?«

»Nur ein Kratzer.« Sukos Stimme klang gepreßt, und bei mir schlugen Alarmglocken an.

»Laß sehen, Mensch!« Ich nahm die kleine Lampe, schaltete sie ein.

Da hatte der Chinese schon zur Selbsthilfe gegriffen. Es war wie bei einem Schlangenbiß. Wenn kein Gegenserum in der Nähe war und man doch noch etwas retten wollte, gab es nur die Möglichkeit, die Wunde auszusaugen. Das tat Suko.

Sein Hemd war in Unterarmhöhe zerfetzt. Im Licht der Lampe sah ich

das Blut. Suko hatte seinen Mund auf die Haut gepreßt und saugte Blut aus der Wunde. Immer wieder spie er es zu Boden. Das gefährliche Werwolfgift konnte nicht in die Blutkreislauf gelangen. Ich wollte ihm helfen, er winkte ab, saugte noch zweimal, spie das Blut aus und holte dann ein sauberes Taschentuch hervor, das er um seinen Arm wickelte. »Das müßte reichen.«

»Hoffentlich«, sagte ich. »Wie ist es denn passiert?«

»Da waren plötzlich zwei, und ich konnte mich nicht so direkt wehren, weil ich noch die Peitsche ausschütteln mußte. Alles andere hast du ja mitbekommen.«

»Und was machen wir jetzt?« fragte ich.

»Warten, bis den Herrschaften vor der Tür etwas einfällt. Der MonsterClub existiert doch. Verdammt, ich hatte eigentlich nicht mehr daran geglaubt.«

»Die beiden Alten haben uns nicht umsonst allein gelassen. Die hatten es faustdick hinter den Ohren.«

»Ich freue mich schon darauf, wenn sie zurückkommen.«

»Falls sie kommen.«

»Klar, die wollen doch unsere Leichen sehen.« Suko lachte bitter. »Aber den Gefallen tun wir ihnen nicht.«

Ich schaltete die Lampe wieder aus. Im Dunkeln hörte ich die Stimme meines Partners. »Mußt du sparen?«

»Ja, ich weiß nicht, wie lange die Batterie noch reicht.«

»Wir haben doch von unten Luken oder Fenster gesehen«, sagte Suko. »Das war keine Täuschung.«

»Nein.«

»Dann schau mal nach.«

»Was meinst du, was ich gerade tun wollte?« Ich schaltete die Lampe wieder ein und folgte ihrem dünnen Strahl, der auf die der Tür gegenüberliegende Wand wies. Dort befanden sich die Fenster, und ich sah tatsächlich die schmale Luke.

Wie bei vielen Turmfenstern war sie innen breiter und verjüngte sich zum Mauerrand hin. Ich konnte mit der Hand hineinfassen und stieß mit dem Mittelfinger auf Widerstand. Was es war, wußte ich nicht genau, auf jeden Fall hatte es etwas hohl geklungen, und es schien mir nicht allzu fest im Rahmen zu stecken.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, beugte mich dabei vor und klopfte härter dagegen.

Mein Gott, das war ja Pappe. Und zwar schwarz gestrichene. Über die Schulter rief ich Suko zu, was ich entdeckt hatte. »Die können wir ja lösen.«

»Und wie.«

Abermals nahm ich meinen Dolch. Mit der Spitze hämmerte ich gegen die Pappe, und schon beim erstenmal drang ich durch, so daß

ein schmaler Lichtstreifen auf meine Hand fiel. Jetzt hackte ich stärker. Wenig später bereits hatte ich die Pappe weggefetzt.

Es gab nicht nur eine Öffnung in unserem Verlies. Eine zweite war ebenfalls mit Pappe verklebt worden, und abermals leistete mir der Silberdolch gute Dienste. Jetzt ging es uns schon besser. Licht bedeutet Leben, Licht bedeutet Hoffnung. Die einfallenden Lichtstrahlen erhellten das Verlies so weit, daß wir alles sehen konnten. Leider auch die verkrümmte Hand, die zwischen den Lumpen hervorragte. Ich nahm sie hoch und drückte sie wieder unter die Kleidung.

Dabei mußte ich nahe an die Tür heran und hörte die Geräusche.

Knurren, Hecheln und Fauchen…

Sechs Werwölfe lauerten auf uns, und sie würden nicht aufgeben, das stand fest.

Wir allerdings auch nicht. Unsere Pistolen waren geladen, und als ich auf Suko schaute, lag ein optimistisches Grinsen auf seinem Gesicht, obwohl das Taschentuch um seinen Arm durchgeblutet war.

»Packen wir sie?« fragte er.

»Und wie?«

Suko hatte einen Vorschlag. »Wir werden einen Ausbruch wie im Gefangenenlager durchführen.«

»Damit rechnen diese Biester doch.«

»Laß sie, wir brauchen nur schnell zu sein. So schnell wie vorhin, als ich die Tür abgeschlossen habe.«

Als hätte Suko ein Kommando gegeben, bewegte sich die Türklinke nach unten. Vorsichtig, zögernd, und ich dachte daran, durch die Tür zu feuern. Wenn ich jedoch nicht traf, hatte ich eine Kugel vergeudet, und dieses Risiko wollte ich nicht eingehen.

Da die Tür nicht zu öffnen war, zog sich der Werwolf wieder zurück. Allerdings nur für einen Moment, denn er nahm Anlauf und wuchtete gegen das Holz. Unwillkürlich sprangen wir zurück. Unsere Berettas ruckten hoch, doch wir brauchten sie nicht einzusetzen, die Tür hielt dem Druck stand.

»Noch dreimal, und sie sind durch«, bemerkte Suko. »Vielleicht schon beim nächsten Versuch.« Danach schwiegen wir, standen in der Mitte des Turmzimmers und schauten auf die Tür.

Spannung lag wie ein nicht sichtbares Netz über uns und dem Raum. Es war eine unheimliche Atmosphäre, man spürte, daß etwas in der Luft lag, daß andere dabei waren, unser Schicksal in die Hand zu nehmen.

Als zehn Sekunden vergangen waren und sich noch immer nichts getan hatte, wunderten wir uns.

»Warum haben sie sich denn nicht gegen die Tür geworfen?« fragte Suko leise.

»Sie fürchten die Kugeln.«
»Das können sie nicht wissen.«
Da hatte mein Partner recht. Dennoch gab es einen Grund, weshalb sich die Bestien so merkwürdig still verhielten. Den erfuhren wir einige Atemzüge später, denn die keifende Stimme der Xanthippe gellte an unsere Ohren. »Na, ihr beiden Bullen, lebt ihr noch?«

***

Man konnte Lupina vieles nachsagen, dumm war sie auf keinen Fall. Sie wußte sofort, was der Aufmarsch zu bedeuten hatte. Dr. Tod zeigte sich entschlossen, nicht von seinem Plan abzugehen. Er wollte die Werwölfin bestrafen. Die richtigen Helfer hatte er sich dafür ausgesucht. Erst einmal Xorron, diese dämonische Mordmaschine, gegen die kein Kraut gewachsen war. Die Waffe, mit der man seine weißliche Haut zerstören konnte, mußte erst noch erfunden werden. Unter dieser Milchhaut schimmerten schwach die dunklen Knochen eines Skeletts. Das Gesicht des Monsters war flach. Die Sinnesorgane wurden nur durch Schlitze angedeutet, aber wenn Xorron einmal den Mund öffnete, dann zeigte er gefährlich lange Zähne, die dem Gegner keine Chance ließen. Da er sich selbst Herr der Zombies und Untoten nannte, hatte er gleich die richtigen Gestalten mitgebracht. Figuren wie aus dem Horror-Lehrbuch. Bleiche, ausgemergelte Gestalten mit teigiger, aufgedunsener Haut und zum Teil großen Wunden oder schief sitzenden Köpfen. Lumpen umflatterten die Körper, die Augen waren verdreht, die Arme entweder schlenkernd zu beiden Seiten des Körpers herabhängend oder vorgestreckt, wobei die Hände Greifklauen bildeten, um die Opfer zu packen. Für sie waren alle Opfer.
Alles, was lebte, was sich bewegte, sollte gnadenlos vernichtet werden, so wollte es der unheilvolle Trieb dieser mordenden Leichen, die nichts stoppen konnte, wenn sie einmal in Bewegung geraten waren.
Es gab Mittel. Man mußte sie mit magischen Waffen attackieren oder ihnen die Köpfe abschlagen sowie Kugeln zwischen die Augen setzen. Aber wer von den überfallenen Menschen hatte eine Waffe griffbereit, wenn die anderen kamen? Kaum jemand. Und so wurden diese untoten Gestalten zu den schlimmsten Feinden der Menschen. Das wußte Lupina, und sie wußte ferner, daß Dr. Tod seine Ansicht geändert hatte.
Nicht der Todesnebel sollte sie töten, sondern Xorron mit seinen Bestien.
Für sie würde es ein reines Festmahl werden, aber Lupina war entschlossen, sich zu wehren. Sie knurrte böse.
Xorron war an der Tür stehengeblieben. Er wollte seinen Vasallen das

Opfer überlassen und erst einmal zuschauen, was sie taten. Sollte Lupina stärker sein als angenommen, dann würde sich Xorron ihrer annehmen.

Die Zombies hatten den Befehl erhalten. Sie würden ihn ausführen, und sie drangen in den Raum ein, wobei sie sich direkt in einem Halbkreis aufbauten.

In der Tür sah Lupina auch den Schatten des Mordligachefs. Morasso beobachtete nur, er wollte mit ansehen, wie ein aufsässiges Mitglied seiner Mordliga bestraft wurde, denn sonst hätte er keine Ruhe gehabt. Seinen Prinzipien durfte er auf keinen Fall untreu werden.

Lupina dachte daran, daß Lady X ihr etwas vorgespielt hatte. Alles war Bluff gewesen, tatsächlich steckte sie mit Solo Morasso unter einer Decke. Alle hatten sich gegen Lupina verschworen, und dieses Wissen stachelte sie noch stärker an. Ihr Überlebenswille steigerte sich.

Den größten Zombie nahm sie zuerst aufs Korn. Es war ein breitschultriger Seemann, und er trug noch Fetzen seiner Kleidung. Xorron hatte sich als Opfer Menschen von in Not geratenen Schiffen geholt und sie auf seine Insel geschleppt. Als lebende Leichen standen sie dann unter seinem Kommando.

Einen Menschen hätte die Stille vielleicht zum Wahnsinn getrieben, nicht so Lupina, sie konnte sich konzentrieren, und sie würde es den anderen schon beweisen, daß man so einfach an sie nicht herankam. Den Gedanken an Flucht hatte sie noch nicht aufgegeben. Sie würde kämpfen. Der Drang, ihren Sohn wiederzusehen, war ungeheuer stark. An Aufgabe dachte sie nicht.

Für sie würde es schwer sein, durch die Tür zu kommen, denn da standen Xorron und Solo Morasso. Besonders das Monster bildete eine fast unüberwindliche Barriere. Aber da war der erste Zombie.

Er hatte inzwischen eine Entfernung zu Lupina erreicht, die es ihm ermöglichte, nach der Werwölfin zu greifen. Er ließ sich einfach fallen, wie es seiner Kampftechnik entsprach, und versuchte dabei, seine Hände in das Fell auf Lupinas Schultern zu schlagen.

Die Werwölfin explodierte. Sie war schnell, geschmeidig und auch kraftvoll. Ein regelrechtes Kraftpaket. Bevor der Untote sie berühren konnte, hatte sie ihre Pranken in die schlaffe, teigige Haut an seinen Wangen geschlagen, sich festgekrallt und riß den Schädel des Zombies hart herum. Irgend etwas krachte oder brach, dann flog der Zombie zur Seite und wurde gegen die Wand gewuchtet. Jeder hörte den klatschenden Aufprall, sah das puppenartige Wesen zu Boden fallen, wo es für einen Moment mit verdrehtem Kopf liegenblieb, aber trotz des Genickbruchs nicht erledigt war, denn der ehemalige Seemann stand wieder auf. Schwerfillig und taumelnd kam er auf die Füße, wobei er Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahren, denn er ging mit schaukelnden Bewegungen auf seine Gegnerin zu.

Lupina war nicht auf der Stelle stehengeblieben. Sie wußte, wie man kämpfen mußte, um etwas zu erreichen, deshalb hatte sie ihren Standort gewechselt und katapultierte sich abermals vor. Mitten hinein in den Pulk von vier Zombies. Dr. Tod und Xorron sahen nur ihren Schatten durch die Luft wischen, dann prallten Lupina und die Untoten zusammen, und es wurde ein wilder, erbarmungsloser, dämonischer Kampf.

Keiner blieb mehr auf den Füßen. Lupinas wuchtiger Angriff riß die vier Zombies einfach um. Sie klatschten zu Boden und prallten mit ihren Schädeln gegen den harten Beton. Das alles machte ihnen nichts, sie waren schon gestorben und konnten es so nicht noch einmal. Lupina wütete.

Sie spielte ihre gesamten raubtierhaften Kräfte aus, und die bewegungslos dastehenden Zuschauer sahen ihre Pranken mit den langen Krallen, die immer wieder die entsprechenden Ziele fanden.

Zwei Zombies hieb sie gegeneinander und schleuderte sie von sich. Einem anderen zerbiß sie einen Arm, daß dieser wie ein lebloser Gegenstand zu Boden fiel, einem anderen zerschmetterte sie das Gesicht, und sie hatte freie Bahn. Sie schnellte hoch.

Dabei hatte sie den fünften Zombie vergessen. Es war derjenige, der sie zuerst angegriffen hatte, und er nutzte die Gelegenheit aus, indem er sich von hinten an die Werwölfin heranschlich und sich in dem Augenblick gegen sie warf, als Lupina in die Höhe kam.

Der Zombie war nicht nur groß, sondern auch schwer. Er krachte in ihren Rücken und drückte sie wieder zurück, so daß Lupina im wahrsten Sinne des Wortes auf die Schnauze fiel. Auch sie schüttelte der Anprall durch. Sie hatte sich, als der Kampf begann, völlig in eine Werwölfin verwandelt. Diese Metamorphose war im Wirrwarr der Leiber untergegangen, doch auch Lupina war kein Wesen, das man einfach beseitigen konnte. Sie steckte den Aufprall weg, als wäre er nichts gewesen. Ihr Körper zog sich zusammen, und sie warf sich wuchtig herum, wobei sie zwei Untote abschüttelte. Sie hatten die Gelegenheit wahrgenommen und sich ebenfalls auf die Wölfin geworfen.

Doch da war noch der ehemalige Seemann, und er hatte seine Hände in Lupinas Fell geschlagen, so daß er sich darin festkrallen konnte. Er zog sich näher an die Wölfin heran und öffnete sein Maul, um sich festzubeißen. Es war Lupina nicht möglich, seinen Angriff ohne weiteres abzuschütteln, und dem Zombie gelang es, seine Zähne in den fellbedeckten Oberkörper zu schlagen. Die Königin der Wölfe ruckte hoch. Allerdings nur mit ihrem Oberkörper, weil der Untote noch mit seinem Gewicht auf ihren Beinen lag.

Zwei mit den Pranken geführte Rundschläge verfehlten ihn. Das sahen auch die anderen Zombies. Sie merkten, daß sich ihr Opfer in

der Klemme befand, und ergriffen die Gelegenheit beim Schopf. So schnell es ging, näherten sie sich dem kämpfenden Paar und warfen sich mit ihren ausgemergelten, teigigen Körpern auf die Werwölfin. Dabei spielte es keine Rolle, daß einer von ihnen seinen Arm verloren hatte und der andere kein Gesicht mehr hatte, sondern nur noch eine zerquetschte Masse.

Dr. Tod und Xorron schauten zu.

Solo Morasso lächelte dabei. Die Bestrafung war nicht mehr aufzuhalten, die Untoten würden Lupina den Garaus machen, denn so ging es jedem, der sich gegen ihn und die Mordliga stellte. Er würde es den anderen schon zeigen, schließlich war er der Herr.

Sein Lachen war kalt und grausam, doch er stockte, als plötzlich die Salve aus einer Maschinenpistole aufpeitschte und die Garbe dicht an seiner Hüfte vorbeizischte. Sie traf das Ziel.

Der größte Zombie hatte sich halb erhoben. Aus verdrehten Augen und mit blutigem Mund bot er ein nahezu klassisches Ziel für Lady X, die hinter Morasso und Xorron aufgetaucht war.

Die Garbe traf seinen Kopf. Sie tötete das Wesen auf der Stelle, diesmal für immer.

Schwer fiel es zur Seite, gab das Ziel für seine Artgenossen frei, und Lady X ließ sich die Chance nicht entgehen. Sie schoß ein zweitesmal.

Diesmal bewegte sie ihre Maschinenpistole, ein kaltes Lächeln klebte in ihren Mundwinkeln, und die beiden Vampirzähne schauten wie zwei kleine Dolche aus dem Oberkiefer hervor, wobei sie mit ihren Spitzen noch die Unterlippe berührten.

Auch den beiden anderen Zombies ließen sie keine Chance.

Sie dezimierte Xorrons Diener.

Das ließ sich das Monster nicht gefallen.

Aus dem Spalt in seinem milchigweißen Gesicht drang ein hohles, pfeifendes Geräusch, als es sich umwandte und seine neue Gegnerin suchte.

Sofort sprang die Scott zurück. Sie wußte genau, daß sie gegen Xorron nicht die Spur einer Chance hatte, da nützte ihr auch die Maschinenpistole nichts, denn mit Kugeln konnte sie das Monster nicht zerstören.

»Stopp ihn!« rief Lady X ihrem Boß Dr. Tod zu. »Ich habe mit dir zu reden!«

Aus dem Raum drangen weitere Kampfgeräusche, doch die Scott war sicher, daß Lupina es jetzt von allein schaffen würde. Solo Morasso wußte nicht, wie er sich entscheiden sollte. Seine Blicke schweiften zwischen Lady X und Xorron hin und her. Er ahnte, was das Monster vorhatte. Es würde und wollte die Scott töten, doch zwei Mitglieder zu verlieren, das konnte Solo Morassos Mordliga nicht verkraften, deshalb folgte er dem Rat der ehemaligen Terroristin und befahl

Xorron, einzuhalten.
Der hielt tatsächlich inne.
Der Vampirin fiel ein Stein vom Herzen. Als Zeichen ihrer Bereitschaft senkte sie die Waffe.
Auch Lupina kämpfte nicht mehr. Drei Zombies waren von den Kugeln der Waffe endgültig ausgelöscht worden, die beiden anderen hielten sich zurück und warteten auf neue Befehle.
Die gelben Augen der Werwölfin schauten durch die offene Tür, und sie entdeckten Lady X.
Im stillen leistete Lupina der Blutsaugerin Abbitte, sie hatte sich doch anders verhalten, und ihr Vorschlag war keine Täuschung gewesen.
Die Szene erstarrte. Es wurde nicht mehr gekämpft. Eine Art Waffenstillstand war geschlossen worden, eine gefährliche Sache allerdings, denn unter der Oberfläche schwelte der Brand weiter.
»Warum wolltet ihr sie umbringen?« fragte Lady X. Sie hatte sich damit an Dr. Tod gewandt.
Der schaute sie kalt von oben bis unten an und erwiderte: »Dir bin ich keine Rechenschaft schuldig. Das ist allein meine Sache.«
Die Scott schüttelte heftig den Kopf. »Es ist nicht allein deine Sache. Es geht uns alle an, wenn du die Mordliga dezimieren willst. Und eins will ich dir sagen. Lupina war bereit, zu verhandeln. Es gibt noch eine Chance, aus dieser Zwickmühle herauszukommen, ohne daß wir uns gegenseitig umbringen und die anderen, sowohl Sinclair als auch Feinde auf der dämonischen Seite, lachen können.« Lady X hatte die Worte beschwörend gesprochen. Es war ihr letzter Appell. Wenn der nicht mehr half, dann wußte Lady X auch nicht weiter.
Dr. Tod ruckte. Gleichzeitig grinste er und sagte: »Das ist natürlich eine schlechte Sache, wenn ich mir das so überlege. Sie hat sich gegen mich erhoben, das wird sich herumsprechen, bei den anderen Schule machen, und anschließend ist es…«
»Nein, es wird keine Schule machen. Aber es ist doch natürlich, daß es so weit gekommen ist. Du hältst uns hier wie Gefangene. Ich will ebenfalls meine Opfer…«
»Willst du meutern und rebellieren?«
»Nur feststellen.«
Dr. Tod grinste grimmig. »So kann man es auch nennen, ich sehe es anders.«
»Welche Alternativen bietest du uns?«
»Was soll das denn wieder heißen?«
»Du bist schlechter geworden, Morasso. Wir sitzen hier fest, halten uns raus. Andere können Positionen einnehmen, die uns eigentlich zustehen. Die Mordliga ist schwach geworden, zu schwach. Und du willst mithelfen, sie noch mehr zu schwächen.«
Lady X hatte harte Worte gebraucht, und sie hatte es bewußt getan,

denn Solo Morasso sollte wissen, woran er war. Nach dem Tod Asmodinas hatte sich einiges geändert. Morasso war mit dieser Tatsache selbst noch nicht fertig geworden, er hatte neue Aktivitäten vermissen lassen und überließ das Feld anderen. Dämonen und Wesen der Finsternis. Seine eigenen Monster blieben dabei brach liegen. Wahrscheinlich hatte er das auch eingesehen, deshalb reagierte er auf die Worte der Blutsaugerin nicht so heftig und preßte seine Lippen nur noch härter zusammen.

»Gibst du Lupina noch eine Chance?« wollte Lady X wissen.

Dr. Tod drehte den Kopf. Lupina hatte den Raum noch nicht verlassen. Sie stand über den erledigten Gegnern, wobei sie weiterhin die volle Wolfsgestalt beibehielt.

»Es ist gut«, sagte Solo Morasso, »ich habe es mir überlegt. Sie wird ihre Chance bekommen.«

»Na endlich.«

»Aber sollte ich ein einziges Mal erleben, daß sie sich abermals gegen mich stellen will, werde ich sie gnadenlos vernichten. Hast du verstanden, Werwölfin?«

»Ja, das habe ich.«

»Dann ist es gut.« Dr. Tod verschwand wieder. Xorron und seine noch lebenden Untoten trotteten wie gehorsame Hunde hinter ihm her und verschwanden in der Düsternis eines Ganges.

Xorron war Dr. Tod absolut ergeben. Und er hatte ihn auch vor einem schrecklichen Ende bewahrt.

Fast wäre es John Sinclair gelungen, Solo Morasso im Reich des Spuks ein weiteres Mal mit dem Nagel zu töten. Xorron hatte im letzten Moment eingegriffen und es verhindert. Das wußte auch Dr. Tod. Und er würde immer auf Xorrons Seite stehen und ihn decken.

Zurück blieben Lady X und Lupina.

Die Blutsaugerin lächelte und zeigte ihre spitzen Vampirbeißer. »Da haben wir noch mal Glück gehabt.«

»Möglich.«

»Wieso möglich? Es war Glück. Solo Morasso hätte dich auf grausame Art und Weise umgebracht.«

»Trotzdem denke ich an ihn.«

»An deinen Sohn?« fragte die Scott.

»Ja. Und ich werde ihn treffen. Daran wird mich niemand hindern. Niemand, hörst du?«

Lady X fragte sich zum erstenmal, ob sie überhaupt richtig gehandelt hatte…

***

Wir hörten den Haß aus der Stimme und waren überzeugt, daß die beiden Alten mit den Werwölfen voll unter einer Decke steckten.

Wahrscheinlich hatten sie sogar alles ins Leben gerufen und leiteten den MonsterClub.

Rechnen mußten wir damit. Allerdings war es kaum vorstellbar, daß zwei so alte Leute einen MonsterClub ins Leben riefen und noch leiteten.

Doch wir waren vorsichtig geworden. Was wir alles erlebt hatten, auch mit älteren Menschen, da konnte uns so leicht nichts mehr erschüttern, und alles war praktisch möglich. Oftmals spielte bei den Dämonendienern das Alter keine Rolle.

Nur - wie verhielt sich das alles zu Lupinas Sohn? Was hatte die Schrift vor der Tür zu bedeuten?

War dieser Sohn wirklich ein Kind von ihr? Oder standen wir hier einem gewaltigen dämonischen Bluff gegenüber? Vielleicht befand er sich unter den draußen lauernden Wölfen.

Auf jeden Fall hatten wir ihn noch nicht gesehen. Trotz der Gefahr, die er darstellte, war ich auf seinen Anblick gespannt.

Lupina hatte einen Sohn. Ich konnte es überhaupt nicht fassen. Wenn sie einen Sohn hatte, wer war dann der Vater?

Diese Frage stellte sich uns, aber die Zeit darüber nachzudenken blieb uns nicht. Vorerst war das wichtig, was wir momentan erlebten. Ich war gespannt, wie sich die Wölfe verhalten würden.

Auch die weitere Reaktion der beiden Alten interessierte uns. Sie ließ nicht lange auf sich warten. »Zwei sind tot!« keifte Clara. »Verdammt, er hat zwei von unseren Freunden umgebracht. Das habt ihr nicht umsonst getan. Ihr kommt hier nicht mehr als Menschen raus, das kann ich euch versprechen.«

Bösartig drang ihr Lachen durch die Tür, und wir mußten uns erst einmal damit abfinden. Suko und ich standen rechts und links der Tür.

Eine Blöße konnten wir uns nicht erlauben, deshalb hielten wir auch die Berettas weiterhin schußbereit in den Händen. Sollten unsere Feinde etwas versuchen, würden wir feuern.

»He, hört ihr mich?« Wieder sprach die Alte.

Suko nickte mir zu. Sein Gesicht lag genau im Schein eines Lichtstrahls.

»Ja, wir hören Sie!« rief ich.

»Das ist gut, dann will ich euch sagen, daß eure letzte Stunde gekommen ist.«

»Damit mußten wir rechnen. Können wir zuvor noch mit Orapul sprechen?«

»Nein.«

»Schade, wir hätten gern mit Lupinas Sohn ein paar Worte gewechselt. Oder ist er das nicht?«

»Doch er ist es.«

»Dann ist ja alles klar.«

»Nichts ist klar, gar nichts. Ich warte nur darauf, daß er zurückkehrt, dann wird er euch zerreißen. Niemand kann Orapul etwas tun. Er ist unbesiegbar.«

»Wie ihr?«

Da lachte die Alte geifernd. »Ja, wie wir, denn wir stehen als seine Pateneltern unter seinem Schutz.« Nach dieser Antwort amüsierte sie sich köstlich.

So lief der Hase also. Die beiden hatten Lupinas Sohn großgezogen. Das war interessant. »Und wie finden wir Lupina selbst?«

»Sie wird schon noch kommen«, erklärte uns die Frau. »Aber woher kennt ihr Lupina?«

»Sie ist eben ziemlich bekannt«, gab ich ausweichend Antwort. »Und sie ist eine besondere Freundin von uns.«

»Das glaube ich nicht.«

»Dann fragen Sie sie mal!«

Darauf ging Clara überhaupt nicht ein. Statt dessen wollte sie wissen, wie es uns gelungen war, die beiden Werwölfe zu erledigen, denn daran hatte sie zu knacken, weil es im Prinzip wirklich nicht leicht ist, diese Bestien zu besiegen. Diesmal antwortete Suko. »Wir haben sie totgebissen«, gab er kalt zurück.

»Auf den Arm nehmen kann ich mich selbst«, fluchte die Frau.

»Es hat auch sein Gutes. So sind wir wenigstens gewarnt, und wir werden es euch nicht leicht machen. Nein, ihr kommt überhaupt nicht mehr aus dem Haus. Nicht wahr?«

Die Worte schienen den Bestien gegolten zu haben. Sie reagierten darauf und heulten um die Wette, wobei es uns schaurig in den Ohren klang und wir zusammenzuckten. Jemand warf sich gegen die Tür. Allerdings nicht mit voller Kraft, das Holz zitterte kaum nach, dafür vernahmen wir dann ein hartes, aggressives Kratzen. Danach war Ruhe.

Das heißt, wir hörten sie zwar noch, aber sie wurden nicht mehr so kämpferisch. Sie hielten ihren Mund. Weder die beiden Alten sagten ein Wort, noch die Bestien heulten. So verging die Zeit.

Nach zehn Minuten hatte sich noch immer nichts getan. Auch wir sprachen nicht und warteten ab.

Zwischendurch hatten wir zwar ein paar Geräusche vernommen, die allerdings waren schlecht zu identifizieren gewesen, weil die Mauern und das Türholz zu sehr dämpften.

»Lupinas Sohn«, murmelte Suko und schüttelte den Kopf.

»Unwahrscheinlich. Damit hätte ich nicht gerechnet.« Er schaute mich an. »Du vielleicht, John?«

»Nein.« Ich hatte meinen Blick gesenkt und schaute auf meine Schuhspitzen.

Suko ahnte, welche Gedanken mich bewegten, und er fragte: »Denkst

du an Jane?«
»Ja.«
Der Chinese atmete tief aus. »Denk nicht mehr an sie. Dieser Fall hier ist wichtiger. Es war wirklich eine Fügung des Schicksals, daß wir auf ihn gestoßen sind. Jane Collins mußt du erst einmal vergessen, John. Sie steht nicht mehr auf unserer Seite. Wikka hat sie sich geholt. Diese Rache ist schlimmer, als hätte sie Jane getötet, das kannst du mir glauben.«
»Ich weiß es ja!« knirschte ich. »Trotzdem komme ich nicht darüber hinweg.«
»Das verstehe ich. Aber konzentriere dich trotzdem mehr auf unseren Kampf hier.«
»Daß ich das tue, habe ich ja wohl bewiesen«, gab ich ein wenig scharf zurück.
»Natürlich, es war auch nicht so gemeint.« Suko hatte Angst, daß ich meinen Job vernachlässigen würde. Aber da hatte er sich getäuscht. Ich würde weitermachen. Vielleicht sogar härter als zuvor, das hatte ich mir geschworen.
Ich durchquerte das Turmzimmer und warf einen Blick durch die schmale Öffnung in der Mauer.
Es war noch nicht dunkler geworden. Nach wie vor stand die Sonne am wolkenlosen Himmel und brannte auf das hinab, was die Menschen Erde nannten.
»Wir müssen auf jeden Fall hier raus«, meinte Suko. »Ich will hier nicht übernachten.«
»Frag mich mal.«
»Und wie machen wir es?«
»Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, als es mit den Wölfen auszukämpfen, wobei wir die beiden Alten auch nicht vergessen dürfen. In ihrem Haß sind sie unberechenbar und brandgefährlich.«
Suko hatte sein Ohr gegen das Holz der Tür gelegt. »Verdammt, ich höre nichts«, flüsterte er. »Die werden sich zurückhalten, darauf kannst du dich verlassen.«
»Na ja, trotzdem…«
Mein Partner ging davon aus, daß sich die Bestien verkrochen hatten. Die Idee war nicht schlecht, denn wenn wir einen Ausbruch versuchten, mußten die Werwölfe damit rechnen, daß wir sofort schossen. Und in der Enge des Turms war es so gut wie unmöglich, sie zu verfehlen. Ich war mit einem langen Schritt bei Suko und legte bereits meine linke Hand auf die Klinke.
»Du willst gehen?« fragte der Inspektor erstaunt.
»Ja, wir müßten es zumindest versuchen.«
»Mut hast du schon immer gehabt.« Mein Partner grinste.
»Du nicht?«

»Mach schon!« Suko trat einen Schritt zurück. Sein Gesicht war angespannt. Voll hatte er sich konzentriert. Wenn die Werwölfe dort tatsächlich lauerten, mußten wir gedankenschnell handeln und sofort feuern, bevor die Bestien über uns herfielen.

»Na denn«, sagte ich und riß die Tür auf.

Das heißt, ich wollte es, aber es war verschlossen. Verdammt, damit hatten wir nicht gerechnet. Ohne daß wir es gemerkt hatten, mußte die Alte uns eingeschlossen haben.

Suko hatte den gleichen Gedanken wie ich. »Ganz schön raffiniert«, flüsterte er.

»Und wie.« Ich hatte mich bereits gebückt und peilte mit einem Auge durch das Schlüsselloch. Sofort war zu erkennen, daß unsere Gegner den Schlüssel von außen steckengelassen hatten. Bevor unser Dietrich in Aktion trat, mußten wir erst den Schlüssel drehen, so daß der Bart senkrecht stand und der Schlüssel hinausgeschoben werden konnte.

Da Suko schon einmal Routine hatte, begann er augenblicklich mit der Arbeit.

Das war ein Job für Tüftler und Fummler. Es dauerte seine Zeit, bis Suko den Schlüssel aus dem Schloß entfernt hatte. Als er auf der anderen Seite der Tür zu Boden fiel und wir das schwache Geräusch hörten, atmeten wir auf. Der nächste Schritt war leicht, obwohl wir noch abwarteten, ob sich etwas rührte.

»Nichts zu hören«, flüsterte ich, »mach weiter!« Der Chinese probierte es wieder. Seine Hände arbeiteten wie feine, sensible Sensoren. Er fühlte, tastete, drückte und bewegte den Dietrich, bis er auf Widerstand traf und das Schloß drehen konnte. Jetzt war die Tür offen.

Der Chinese richtete sich auf. Er ließ mir den Vortritt, und ich legte abermals meine Hand auf die Klinke, um sie nach unten zu drücken. Diesmal war die Tür offen. Ein Ruck, und wir konnten auf das leere Podest schauen. In der Tat hielt sich niemand mehr dort auf. Die Werwölfe und mit ihnen die beiden Alten hatten sich verzogen. Einigermaßen beruhigt verließen wir das Turmverlies. Diese erste Hürde war genommen.

Wenn ich von einer Leere gesprochen habe, dann ist das nicht ganz richtig. Die beiden von uns erledigten Werwölfe lagen nach wie vor auf dem Absatz.

Ihr Fell war zum Teil verschwunden, und wir sahen eine blasse weiße Haut. Sie verwandelten sich wieder zurück, allerdings in Tote. Wo das Fell noch zu sehen war, erkannten wir eine schmutziggraue Farbe. Als hätte jemand Puder darüber geschüttet.

Das waren die Opfer dieses dämonischen Wahnsinns, und ich konnte nur den Kopf schütteln. Sie würden allerdings nicht die letzten sein, das wußten wir beide. Blieb die Frage, wo sich die Werwölfe versteckt

hielten. Daß sie nicht geflohen waren, stand fir mich fest. Wahrscheinlich hatten die beiden Alten sie irgendwo verteilt, damit sie uns heimtückisch und hinterrücks überfallen konnten. Vor uns lag ein langer Weg, der mit Fallen gespickt sein konnte, und wir waren dementsprechend vorsichtig, als wir die Steinstufen der Treppe hinabschritten. Suko hatte die Spitze übernommen, ich blieb einen halben Schritt oder eine Stufe hinter ihm. Wir hielten uns ziemlich am äußeren Rand und stützten uns mit den Händen am rauhen Mauerwerk ab.

Den Turm, vielmehr die Treppe, konnten wir ungestört hinter uns lassen. Schließlich standen wir an ihrem Ende und schauten uns an. Von den Bestien waren wir nicht überfallen worden. Das wunderte uns ein wenig, denn wir hatten Claras Worte nicht vergessen und verdammt ernst genommen.

Es gab für uns nur eine Möglichkeit. Wenn sich die Werwölfe in der Nähe aufhielten, dann hatten sie innerhalb des Hauses Unterschlupf gefunden. Groß genug war es schließlich. Der Meinung war auch Suko.

Vor der Tür, die ins Haus führte und den Turm mit dem Gebäude verband, blieb er für einen Moment stehen, hob das rechte Bein und hämmerte seinen Schuh voll gegen die Tür, die sofort mit Schwung nach innen gestoßen wurde. Wir schauten in den kleinen Flur, der leer war. Hier hätte schon der erste Gegner lauern können. Da es nicht so war, mußte er auf eine bessere Chance warten. Wir ließen die Diele hinter uns und betraten die große Halle. Dabei waren wir sehr schnell. Kaum befand sich die Tür in unserem Rücken, als wir rechts und links vor ihr an der Wand Aufstellung nahmen. Niemand griff uns an.

Aber wir rochen, daß die Bestien zumindest hier unten gewesen waren. Der scharfe, ätzende Geruch lag in der Luft und stieg beißend in unsere Nasen.

»Haben sie sich wirklich verkrochen?« fragte Suko leise. Zweifel schwangen in seiner Stimme mit. »Vielleicht sind sie auch weg.«

Der Chinese warf mir einen schrägen Blick zu. »Das glaubst du doch selbst nicht. So etwas lassen die beiden Alten nicht zu. Die sind doch von Haß zerfressen.«

»Das schon, aber ich sehe sie nicht.«

»Vielleicht oben.«

»Den Keller haben wir noch nicht durchsucht.«

Suko schlug sich gegen die Stirn. »Verdammt, daran habe ich nicht gedacht, klar, der Keller. Sollen wir?«

»Sicher.«

Wir mußten nur den Eingang finden. Das war eine Sache von wenigen Minuten. Diese Tür war nicht abgeschlossen. Wir zogen sie vorsichtig auf, hörten das Knarren, und dann flog die Tür auf uns zu,

weil sie von der Innenseite hart aufgewuchtet wurde. Da wußten wir, wo sie steckten!

Die nächsten Minuten wurden zu einer reinen Hölle für uns. Wir hatten den harten Schlag der Tür nicht so ohne weiteres einstecken können und waren zurückgeworfen worden. Ich rutschte auf dem glatten Boden noch aus, konnte mich nicht mehr fangen und krachte auf mein Hinterteil. Aus dieser Perspektive wirkten die beiden Wölfe noch größer, als sie durch die Tür quollen.

Gewaltige, mordgierige Bestien, die auf mich gelauert hatten und ihre Chance wahrnehmen wollten. Bevor ich schießen konnte, war der Werwolf schon über mir. Er sprang mich mit beiden Füßen zuerst an, wuchtete meinen halb aufgerichteten Körper zurück, und ich prallte mit dem Hinterkopf gegen die Fliesen, so daß ich für eine Sekunde Sterne sah. Sie blitzten wie explodierende Feuerwerkskörper vor meinen Augen auf.

Instinktiv winkelte ich den freien Arm an und schützte meine Kehle, während ich die Wolfsfratze dicht vor mir sah und die gelbweißen Reißzähne schimmerten. Ein Schuß krachte, und das Echo rollte langsam durch die Halle. Aber nicht ich hatte geschossen, sondern Suko. Ich mußte mich erst einmal wehren.

Es war gut, daß mein linker Arm die Kehle schützte, denn der Werwolf hackte augenblicklich zu. Seine Zähne verfingen sich im Stoff der Jacke, zerrten und zogen daran, und er öffnete sein Maul weiter, um besser zubeißen zu können.

Da hatte ich meinen rechten Arm herumgeschwungen. Die Mündung der Waffe drückte ich für einen Moment hinter dem Ohr in das Fell der Bestie, dann zog ich durch.

Das geweihte Silbergeschoß drang tief in den Kopf der Bestie und zerstörte ihn durch seine Kraft.

Die Mächte des Lichts waren stärker als die der Finsternis, der Werwolf riß seinen Schädel noch in die Höhe und stieß ein letztes, schauriges Heulen aus, bevor er schlaff wurde und ich ihn von mir wälzen konnte.

Das hatte ich geschafft.

Etwas schwerfällig gelangte ich wieder auf die Beine. Suko stand mit gezogener Beretta im Raum. Er ließ seinen Arm kreisen, suchte nach anderen Gegnern, während der von ihm erledigte Werwolf vor seinen Füßen lag und sich nicht rührte. Bei beiden Bestien geschah das gleiche. Ihr Fell wurde grau und unansehnlich, dann fiel es langsam ab, und der normale Körper eines toten Menschen erschien. »Noch vier«, sagte Suko.

Ich nickte. Die Hälfte hatten wir schaffen können, aber eben nur die Hälfte, während die anderen Bestien weiterhin auf ihre Chance lauerten, um uns zu erledigen. Davon mußten wir ausgehen und

durften unsere Augen nicht verschließen. Zwei waren aus dem Keller gekommen. Ein Beweis etwa dafür, daß die anderen ebenfalls noch dort lauerten? Sehr gut möglich, denn auf den oberen Etagen hatte sich nichts getan. Es war eine seltsame Stille, die uns empfing. Draußen schien die Sonne, aber hier in der Halle kam es uns kühl vor wie in einer Grabkammer. So fühlten wir uns auch, denn der Hauch des Todes hatte hier Einzug gehalten.

Suko näherte sich dem Keller. Die Tür stand offen, so daß wir in das düstere Rechteck hineinschauen konnten, hinter dem die Steintreppe begann, die nach unten führte. Auf der Treppe hatte lange Zeit niemand gefegt, denn wir sahen den Staub dort liegen und auch die Spinnweben an den Wänden, die heftig zitterten, als wir sie passierten und sie von dem Luftzug berührt wurden.

Als wir die Stufen hinabschritten, knirschte es unter unseren Sohlen. Kleinere Steine wurden zu Mehl zerquetscht und vermischten sich mit dem auf den Stufen liegenden Staub. Die Luft wurde immer schlechter. Sie nahm einen muffigen Geruch an, durchdrungen von Schimmel und Feuchtigkeit. Es war ein richtiger Gruselkeller.

Einen Lichtschalter hatten wir hinter der Tür nicht gefunden, allerdings entdeckten wir ihn am Ende der Treppe in Kopfhöhe. Ich drehte den altmodischen, schwarz glänzenden Schalter.

Was unter der Decke aufglühte, war ein staubiges Etwas und erst beim zweiten Hinsehen als Birne zu erkennen. Die Lichtquelle war mehr als mäßig, allerdings besser als gar nichts, so daß wir auf das Einschalten der kleinen Bleistiftleuchte verzichten konnten.

Früher hatte man die Keller mehr als Gewölbe angelegt. In so einem standen wir nun.

Breite Gänge, hohe Decken, Verliese und eine Holztür, die offenstand und sich leicht bewegte.

Der hinter der Tür liegende Raum war dunkel.

Er wurde auch vom Flurlicht nicht mehr erhellt, so daß wir jetzt gezwungen waren, die Lampe einzuschalten.

Dünn war der Strahl, aber er reichte aus, um das Grausame zu erkennen. Rechts an der Wand standen zwei Holzkisten.

Nicht viel größer als die Spielzeugkisten vieler Kinder.

Allerdings war ihr Inhalt ein anderer.

Aus der ersten ragte ein hochkant gestellter Fuß, während auf dem Rand der zweiten Kiste eine Hand lag, als hätte sie die Person im letzten Augenblick aufzuraffen versucht, um aus der Kiste zu klettern.

An dem Fuß steckte ein Damenschuh. Es fiel mir verdammt schwer, nahe an die Kiste heranzutreten, und einen Blick hineinzuwerfen, aber es gab keine andere Möglichkeit, um sich Gewißheit zu verschaffen. Die Kisten waren tatsächlich mit zwei Toten belegt. Einem Mann und einer Frau.

Ihre Mörder hatten sie einfach hineingestopft. Wir sahen zwei bleiche, verzerrte Gesichter, auf denen sich das Grauen widerspiegelte, was sie in den letzten Sekunden ihres Lebens hinter sich gebracht hatten. Es mußte eine Hölle gewesen sein.

Neben mir stöhnte Suko gepreßt. Auch er konnte diesen Anblick nur schwer verkraften. Seine flüsternde Stimme drang an mein Ohr. »John, auf wessen Konto geht diese grauenhafte Tat?«

Ich hatte längst einen Verdacht. Er war ungeheuerlich, aber die Beweise lagen vor uns. Die Toten waren nicht von den Werwölfen angegriffen worden. Wir entdeckten Schußwunden in ihren Körpern.

»Die beiden Alten!« preßte ich hervor. »Das können nur die gewesen sein.«

»Und warum?«

Ich hob die Schultern. »Was weiß ich? Möglicherweise standen sie ihnen im Weg.«

»Vielleicht waren es sogar die echten Verwalter«, vermutete der Chinese.

»Durchaus möglich.«

Später sollte sich herausstellen, daß der Inspektor mit seiner Theorie recht gehabt hatte.

Wir durchsuchten den Keller weiter und gerieten in ein Weinlager. Es war schon gewaltig. Nicht nur Flaschen konnten wir sehen, auch große Fässer. Sie standen nebeneinander an der Wand. Als ich dagegenklopfte, klang es dumpf, nicht hohl. Für uns ein Zeichen, daß die Fässer gefüllt waren. Der Weinkeller barg keine Überraschungen. Nur hatte sich hier die Luft verändert. Es roch nach ausgelaufenem und verdunstetem Wein. Falls die Alten sich mit ihren restlichen vier Werwölfen tatsächlich noch innerhalb des Hauses aufhielten, hatten sie sich sehr gut versteckt, denn gefunden hatten wir von ihnen nicht einen Zipfel. Sie blieben weg…

Wir erreichten wieder die Treppe und damit die Gegend, wo es heller war.

Ich wollte die Kollegen von der Mordkommission anrufen. Die beiden Toten mußten weggeschafft werden. Sie konnten hier nicht liegenbleiben.

Suko ging vor mir die Stufen hoch. Ich warf immer wieder einen Blick zurück in den Keller, wo ich das Licht gelöscht hatte und sich jetzt die Dunkelheit ballte. Von den Wölfen sah ich keine Spur. Kein gelblich schimmerndes Augenpaar leuchtete durch die Dunkelheit. Die Bestien hatten sich zurückgezogen, falls sie sich tatsächlich im Keller aufhielten.

Suko stand schon in der Halle. Die Waffe hatte er auf die Tür gerichtet, denn auch von dort konnte Gefahr drohen. Als ich die letzte Stufe verließ, ging er einen Schritt vor, um mich passieren zu lassen.

Rechts ging ich an ihm vorbei. Die Tür lag mehr zur anderen, zur linken Seite hin. Rechts befand sich die Treppe.

Daß ich hinschaute, war reines Mißtrauen und vielleicht auch Zufall. Dabei traf mein Blick auch die gedrechselten Stäbe, die das schräg laufende Geländer hielten.

Zwischen zwei Stäben sah ich etwas Dunkles, Längliches.

Ein Gewehrlauf!

»Deckung!« brüllte ich, als auch schon der Schuß peitschte und abermals der Teufel los war…

***

Lupina hatte sich nicht mit der neuen Regelung abgefunden. Zwar ließ sie sich äußerlich nichts anmerken, aber innerlich verbrannte sie fast vor Haß. Sie suchte nach einem Ausweg aus dem Dilemma. Stunden vergingen. Unruhig bewegte sie sich durch die unterirdischen Anlagen. Einmal traf sie auf das gräßliche Monster Vampiro-del-mar. Der riesenhafte Unhold ging geduckt. Seine langen Zähne standen fast bis zum Kinn vor. In seinen Augen glitzerte es, ein Zeichen, daß er Blut wollte. Das Gesicht war eine Ausgeburt an Häßlichkeit. Eingerissen und von zahlreichen Geschwüren und Pusteln bedeckt. Grauschwarzes Haar hing strähnig bis auf die Schultern. Wenn Vampiro-del-mar zuschlug, hatte kein Opfer eine Chance. Man konnte ihn in seiner Gefährlichkeit mit Xorron vergleichen. Freunde waren er und Lupina nicht gerade. Vampiro-del-mar sah in jedem Mitglied der Mordliga einen Rivalen, der ihm seine Opfer streitig machen konnte. Und hätte Dr. Tod nicht seine schützende Hand über Lupina oder auch Lady X gehalten, dann wäre der Kaiser der Vampire, wie er sich selbst nannte, schon an manchen Tropfen Blut gekommen.

Er blieb stehen, als er Lupina sah, und fixierte sie aus seinen kalten, bösen Augen.

»Was willst du?« fragte die Werwölfin.

Vampiro-del-mar stieß ein knurrendes Geräusch aus, bevor er redete. »Ich habe gehört, daß du Ärger gehabt hast.«

»Und wenn schon.«

»Du willst weg, nicht?«

»Wüßte nicht, was dich das angeht.«

Der Kaiser der Vampire begann röhrend zu lachen. »Weg wollen wir auch. Ich halte es ebenfalls nicht mehr aus, ich will Blut, verstehst du?«

Lupina blieb gelassen. »Dann hol es dir doch, du Bastard.« Sie wandte sich um und ließ das blutsaugende Monster kurzerhand stehen.

Vampiro-del-mar schaute ihr haßerfüllt nach. Am liebsten hätte er sich auf sie gestürzt, doch sie war kein Mensch, und die Bestien untereinander griffen sich nicht so leicht an. Lupina streunte nicht

ziellos durch die Gänge. Sie wollte an einen bestimmten Ort, damit ihr Plan endlich Gestalt annehmen konnte. Sie hatte ihn sich in den letzten Stunden ausgedacht, und er war so außergewöhnlich und gefährlich, daß noch niemand auf die Idee gekommen war, ihn durchzuführen. Lupina wollte es versuchen. Und sie würde Dr. Tod damit hereinlegen. Natürlich barg der Plan große Risiken, doch die Sache war es Lupina wert, daß sie die Risiken einging. Wenn alles klappte, konnte sie von der Insel verschwinden. Sie näherte sich dem Bereich, wo Dr. Tod seinen Zufluchtsort hatte. Jetzt mußte sie noch vorsichtiger sein, denn sie durfte sich auf keinen Fall erwischen lassen.

Es war nicht mehr weit bis zum Ausgang. Die Werwölfin sah sogar die große, graue Eisentür, die den Weg nach draußen markierte. Wenn sie die öffnete und auf diese Art und Weise zu fliehen versuchte, wäre das laienhaft gewesen, und sie hätte nicht die Spur einer Chance gehabt. Sie versuchte es anders. Als sie die Schritte hörte, blieb sie stehen. Ihr Fell sträubte sich, und sie spürte wieder die Wunde an ihrem Oberschenkel. Das Ziehen drang durch das gesamte Bein. Aus einem Nebengang schob sich eine Gestalt. Es war Lady X, die ebenfalls durch das unterirdische Labyrinth patrouillierte.

Lupina entspannte sich wieder. »Du bist es«, sagte sie.

Die Vampirin blieb stehen. Lauernd schaute sie die Bestie vor ihr an. »Hattest du einen anderen erwartet?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Was soll dann der Quatsch?«

»Nur so.«

Lady X schwieg. Sie schaute dabei der Werwölfin unverwandt ins Gesicht.

»Du kannst mich nicht täuschen, Lupina. Irgend etwas hast du vor, das sehe ich dir an.«

»Rede keinen Unsinn.«

»Doch, du hast nicht aufgegeben.«

»Wir haben Frieden geschlossen, Morasso und ich, vergiß das nicht«, hielt Lupina ihr entgegen.

»Keinen Frieden. Unter Dämonen gibt es so etwas nicht. Höchstens einen Waffenstillstand.«

»Das kommt auf das gleiche raus.«

»Irrtum!« sagte Lady X. »Ich sehe die Sache ganz anders und möchte dir im Interesse der Allgemeinheit einen wirklich guten Rat geben. Verzichte auf irgendwelche Rachegelüste. Laß deinen Plan fahren. Versuche nicht, zu fliehen. Beim nächsten Mal kann ich dir nicht helfen, das wirst du hoffentlich einsehen.«

»Habe ich dich um Hilfe gebeten?« fragte Lupina knurrend und aggressiv zurück.

»Nein, aber ohne mich…«

»Ohne dich sähe es besser aus. Ich habe diesen Morasso gehabt und hätte ihn auch töten können, aber dann bist du dazwischengetreten und hast alles zunichte gemacht.«

»Ein Glück, denn wir brauchen ihn.«

»Ich nicht«, erwiderte Lupina kalt. »Ich brauche keinen von euch, auch dich nicht.«

Das Gesicht der Blutsaugerin verzog sich zu einer Grimasse. »Ich hätte dich verrecken lassen sollen. Tatsächlich verrecken. Etwas anderes hast du nicht verdient.«

Lupina lachte nur und ging davon. Sie zog ein Bein etwas nach, was Lady X genau registrierte. Die Wunde mußte stark schmerzen. Ein Handikap für Lupina, wie sich Lady X eingestand. Vielleicht sogar ein gutes, denn so wurden ihre Fluchtchancen noch mehr reduziert. Dabei ahnte die Vampirin nicht, welche Pläne Lupina in Wirklichkeit verfolgte.

Lady X sah keinen Grund mehr, noch weiterhin im Gang stehenzubleiben. Sie zog sich zurück, und sie war nach diesem Gespräch fest entschlossen, sich nicht mehr auf die Seite der Werwölfin zu stellen.

Irgendwie mußte sie im nachhinein Solo Morasso recht geben. Er hatte Lupina besser durchschaut als sie. Pamela Scott hob die Schultern und ging weg. Lupina jedoch lauerte in der Nähe. Sie hatte nur darauf gewartet, daß sich die Blutsaugerin verzog, denn sie wollte ihren Plan jetzt durchführen.

Mittlerweile befand sie sich schon so lange auf der Insel und in dem unterirdischen Labyrinth, daß sie genau Bescheid wußte. Den Weg zu Solo Morasso kannte sie im Schlaf. Zwar konnten auch die Gänge durch Kameras überwacht werden, aber die roten Lampen glühten nicht. Ein Zeichen dafür, daß die Apparate ausgeschaltet waren und sich Solo Morasso sehr sicher fühlte.

Die Frage war, ob er sich in seinen Räumen aufhielt. Jenseits davon lagen die unterirdischen Anlagen, die die Piranha-Becken beherbergten. Dort saß Solo Morasso oft stundenlang und schaute den kleinen glitzernden Fischen mit den nadelspitzen Zähnen zu, wie sie durch das Wasser schossen.

Besonders spannend wurde es dann, wenn sie Beute bekamen. Innerhalb weniger Sekunden hatten sie die Nahrung bis auf die Knochen abgenagt.

Daran ergötzte sich Solo Morasso, und wenn er den Fischen zuschaute, wälzte er finstere Pläne. Wie gern hätte er seinen Erzfeind John Sinclair in so ein Becken gestoßen. Das jedoch war momentan nicht möglich, aber er hoffte auf die Gelegenheit, dies zu schaffen. Irgendwann einmal… Er wurde sofort aufmerksam, als er das akustische Signal hörte. Jemand war an der Tür.

Mit einer gleitenden Bewegung stand Dr. Tod von seinem Stuhl auf und ging in den ersten Raum. Er drückte auf einen Knopf, die Tür schwang auf, und er sah sich der Werwölfin gegenüber, die soeben den Raum betrat.

Hinter ihr schob sich die Tür wieder zu. Sie glitt auf Rollen, und nur ein leises Summen war zu vernehmen.

»Du?« fragte Morasso kalt.

»Ja, ich.«

»Was willst du hier?«

»Mit dir sprechen.«

Da verzog Morasso das Gesicht. »Ich habe nichts mehr mit dir zu bereden. Sei froh, daß ich dich am Leben gelassen habe. Und jetzt verschwinde.«

»Nein, ich bleibe!«

Nach dieser Antwort war es sekundenlang still. Dann fragte Dr. Tod mit lauernder Stimme. »Du widersprichst mir immer noch?«

»Ja, und ich habe meine Meinung auch nicht geändert«, erwiderte sie gelassen, wobei die Werwölfin weiter vorging und sich dem Schaltpult näherte, hinter dem Dr. Tod seinen Platz gefunden hatte.

Morassos Hände ballten sich zu Fäusten. Er merkte plötzlich, daß da einiges nicht so gelaufen war, wie er es sich vorgestellt hatte. Lupina schien ihre Meinung nicht geändert zu haben. Im Gegenteil, sie war fest entschlossen, den ursprünglichen Plan weiterhin durchzuführen, obwohl sie bisher mit keinem Wort darüber gesprochen hatte.

Damit war für Solo Morasso der Zeitpunkt erreicht, wo er keine Rücksicht mehr kannte. Er pfiff auf die Stärke der Mordliga. Jemand, der nicht voll zu ihm stand, hatte bei ihm nichts mehr zu suchen. Der mußte vernichtet werden. Einen Griff brauchte er nur, um den Würfel des Unheils zu erreichen. Er nahm ihn zwischen beide Hände, konzentrierte sich und dachte dabei an den Todesnebel. Genau darauf hatte Lupina gewartet. Sie wollte, daß Dr. Tod den Würfel zwischen die Hände nahm, und nun spielte sie ihre Schnelligkeit und die katzenhafte Gewandtheit aus, die in ihr steckte. Mit einem gewaltigen Sprung katapultierte sie sich nach vorn, flog über das Schaltpult hinweg, und Dr. Tod, dessen Augen sich weiteten, dachte in diesem Moment daran, wie sehr er die Werwölfin unterschätzt hatte. Die Quittung dafür erhielt er einen Herzschlag später. Mit einer wahren Urgewalt war Lupina über ihm, und diesem Angriff hatte er schon von der reinen Kraft her nichts entgegenzusetzen.

Der Aufprall und die Prankenhiebe schmetterten ihn zu Boden.

Wie im Krampf hielt er den Würfel des Unheils fest, doch mit einem zielsicheren Griff hatte ihn Lupina an sich gerissen, so daß Dr. Tod wehrlos war.

Man konnte diesen Würfel manipulieren.

Auch Lupina!
In ihrer Hand wurde er zu einer fantastischen Waffe. Für Sekunden verzerrte sich ihr Wolfsgesicht zu einem fast wahnsinnigen Triumph, während Morasso geschlagen am Boden lag, aber nicht aufgeben wollte, denn er hatte einen Alarmknopf erreicht, dessen Signal auch von Xorron gehört wurde und ihn zu ihm rief.
Lupina sprang zurück. Für einen Moment spielte sie mit dem Gedanken, Morasso in das Becken mit den kleinen Killerfischen zu schleudern, dann ließ sie es bleiben und konzentrierte sich auf den Würfel.
Sie wollte rasch verschwinden und die gefährliche Waffe mit sich nehmen, denn durch sie war sie fast unbesiegbar, das hatte Morasso oft genug vorexerziert.
Lupina konzentrierte sich. Nun kam ihr zugute, daß Dr. Tod die Funktion des Würfels oft genug erklärt hatte. Sie brauchte ihn nur noch zu aktivieren. Das tat sie.
Dabei konzentrierte sie sich auf einen Punkt, der Tausende von Meilen entfernt lag. In England.
Dort würde sie ihren Sohn finden.
Und Lupina schaffte es. Ihr Körper begann zu flimmern. Es schien, als würden die einzelnen Moleküle aus ihrem Verbund gerissen. Lupina spürte die Kraft, die ihr aus dem Würfel entgegenschlug, und merkte, wie er vibrierte, während sie ihn zwischen ihren Pranken hielt. Lange konnte es nicht mehr dauern.
Da genau rollte die Tür zur Seite, und Xorron stürmte in den Raum. Lupina nahm ihn noch wahr, sie wurde für eine winzige Zeitspanne abgelenkt, die Dr. Tod eiskalt ausnutzte, vom Boden hochschoß und mit beiden Fäusten unter den Würfel hämmerte. Mit diesem Schlag hatte Lupina nicht gerechnet. Sie konnte den Würfel nicht festhalten, im Nachgreifen schaffte sie es ebenfalls nicht, und sie vernahm Xorrons irren Schrei. Der Würfel machte sich selbständig, kippte zweimal in der Luft und wurde von den zuschnappenden Händen des Solo Morasso wieder aufgefangen. Zu spät.
Auch zu spät für Xorron.
Die Wirkung des Würfels auf Lupina war nicht mehr zu stoppen. Es gab sie einfach nicht mehr. Sie hatte sich in Sekundenschnelle aufgelöst, um dorthin transportiert zu werden, wo ihr Ziel lag.
Xorron, der alles versucht hatte, griff ins Leere und prallte sogar noch gegen die Wand, wobei er einen röchelnden, tierischen Schrei der Wut ausstieß.
Lupina hatte es tatsächlich geschafft und war verschwunden. Zurück blieben Dr. Tod und Xorron, beide enttäuscht. Morasso taumelte zurück. Sein Gesicht war eine graue Maske. Er ärgerte sich schrecklich, und der Haß wollte ihn zerfressen. Einmal hatte er

nachgegeben und sich übertölpeln lassen.

Durch die Gänge jaulten die Sirenen der Alarmanlage. Jeder wußte Bescheid, daß irgend etwas geschehen war. Lady X tauchte als erste auf.

Als Morasso sie sah, drehte er durch. Er jagte auf sie zu, packte sie, umklammerte mit seinen dicken Wurstfingern die Kehle des weiblichen Vampirs und schüttelte ihn durch.

»Du!« schrie er. »Du bist schuld, weil ich auf dich gehört habe!« Er schleuderte sie voller Zorn gegen die Wand und schlug ihr in den Magen.

Die Scott steckte den Schlag weg. Sie ahnte, was geschehen war. Trotzdem stellte sie die Frage.

»Sie ist verschwunden!« schrie Morasso. »Verdammt noch mal, sie ist weg. Sie hat mich überlistet, und du bist schuld, da du mir ihren Tod ausgeredet hast.«

Sie hat ihn übertölpelt, dachte Lady X. Sie hat es tatsächlich geschafft. Dr. Tod fing wirklich an, schlecht zu werden. Das mußte man sich genau merken…

***

Zwischen den beiden Geländerpfosten blitzte es fahl auf. Man hört das Blei nicht, wenn es heranfegt, der tödliche Schlag kommt ganz plötzlich und reißt einen Menschen vom Leben in den Tod.

Bei mir blieb er aus, dafür hörte ich, wie die Kugel hinter mir irgendwo hineinhieb, was einen dumpfen Laut erzeugte. Ich prallte auf den Steinboden, überschlug mich mehrere Male, gab mir dabei noch mehr Schwung, damit ich in den toten Winkel geriet und weg aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich kam, denn für den zweiten Schuß mußte der hinterhältige Schütze erst noch genau zielen. Das wollte ich ihm so schwer wie möglich machen.

Ein paarmal überrollte ich mich und vernahm abermals Schüsse.

Allerdings nicht aus einem Gewehr. Suko hatte sie abgegeben, sie stammten aus der Beretta. Auf wen er gehalten und ob er getroffen hatte, wußte ich nicht. Ich hatte meine eigenen Probleme und rollte in der Nähe des Kamins aus, denn dort lag ich gut, der Killer mußte praktisch um die Ecke schießen, wenn er mich treffen wollte. Das tat er nicht, sondern wartete ab.

Ich ging auf die Knie und warf einen Blick in die große Halle hinein.

Suko hatte hinter einem umgekippten Tisch Deckung gefunden. Mit der Platte stand er zum Ausgang hin, denn dort mußten Werwölfe aufgetaucht sein. Suko sah mich und hob leicht die Hand. Er war also in Ordnung. Dann deutete er in Richtung Eingangstür und auch zur Galerie hoch. Er markierte damit die beiden Gefahrenpunkte.

Ich wußte Bescheid und wartete erst einmal ab. Ein Werwolf hatte

nicht geschossen. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich zwischen den Pfosten und hinter dem Gewehrlauf ein bleiches Gesicht gesehen.

Das Gesicht eines Menschen. Leider wußte ich nicht, mit wem ich es zu tun hatte. Es kamen eigentlich nur zwei Personen in Frage. Clara und Jo.

Sie standen voll auf der Seite der Werwölfe, denn die führten den MonsterClub. Bisher war ihre Rechnung nicht aufgegangen. Wir lebten immer noch. Doch sie wollten alles daransetzen, um zwei unbequeme Zeugen loszuwerden. Es war wieder still geworden. Auch die vier Werwölfe hielten sich zurück und versteckt. Wenn sie durch die Tür kommen würden, dann mußten sie uns vor die Mündungen laufen, und das war unser großer Vorteil.

Diesmal waren sie schlauer. Zweimal hatten sie es mit einem Frontalangriff versucht, und beide Male waren sie voll ins Messer oder in die Kugeln gelaufen. Nun hielten sie sich zurück.

Noch einen Gegner konnten wir hinzuzählen. Auf der Treppe lauerte nur ein Partner des Ehepaars, wo hielt sich dann der zweite versteckt? Diese Frage beschäftigte mich, sicherlich dachte Suko ähnlich.

Weiterhin hockte ich neben dem Kamin und in sprungbereiter Haltung. Mittlerweile breitete sich in meinem Nacken ein kaltes Gefühl aus, das sich immer dann einstellte, wenn ich irgendeine Gefahr spürte. Und sie lauerte in der Nähe, davon war ich fest überzeugt. Dann sah ich das Holz.

Wie es sich gehört, war es zu Scheiten zerhackt. Man hatte sie sorgfältig neben dem Kamin aufgestapelt. Gehalten wurden die Scheite von einem Gitter, damit sie nicht ineinanderfielen. Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, als ich den Arm hob und einen Holzscheit zwischen die Finger nahm. Er hatte genau das Gewicht, das ich brauchte, war nicht zu schwer und auch nicht zu leicht. Ich wog ihn für einen Moment in der Handfläche, bewegte mich lautlos auf die Hallenmitte zu und schleuderte den Scheit dann über meinem Kopf sowie das Geländer auf die Treppe zu. Vielleicht hatte ich Glück und traf. Den Schützen erwischte ich nicht. Dafür hörte ich es poltern, und gleich darauf krachte ein Schuß. In einem Reflex mußte der Schütze gefeuert haben. Wie ein Wiesel war ich um den Kamin herum, hoffte dabei auf Sukos Rückendeckung und näherte mich in langen Sprüngen der untersten Treppenstufe. Jo hockte weiter oben. Er hatte sich schräg auf die Stufen gekniet und schaute in die Halle hinein, nicht die Treppe hinunter. Allerdings mußte er mich aus den Augenwinkeln wahrgenommen haben, denn er zuckte mitsamt seinem Gewehr herum.

»Die Waffe weg!« brüllte ich.

Jo dachte nicht daran. Sein Gesicht verzerrte sich in wildem Schrecken, und dann drückte er ab.

Ich feuerte nicht, denn ich hatte gesehen, daß die Mündung des Gewehrs viel zu weit nach oben wies, so daß die Kugel über meinen Schädel hinwegpfeifen würde. So war es auch. Ich hörte nicht einmal, wo sie einschlug, denn ich befand mich bereits auf dem Weg nach oben. Bevor Jo ein zweitesmal abdrücken konnte, hatte ich ihn schon fast erreicht, und mit einem letzten Schwung brachte ich auch mein rechtes Bein nach oben und traf mit der Schuhspitze haargenau. Sie hämmerte so hart unter den Lauf der Waffe, daß mir die Zehen schon wehtaten, denn das Leder war nicht dick. Was ich beabsichtigte, das erreichte ich, denn Jo wurde das Gewehr aus den Händen geschleudert.

Ich hatte nicht auf ihn zu schießen brauchen, denn in diesem verdammten Fall war schon genügend Blut geflossen. Im nächsten Augenblick war ich über dem Alten. Er wehrte sich.

Nie hätte ich gedacht, daß in seinem ausgemergelt wirkenden Körper solche Kräfte steckten. Er trat um sich, biß und stieß immer wieder mit dem Kopf zu. Ein paarmal erwischte er mich sogar, denn es war nicht einfach, auf den Stufen die Balance zu halten. Als er mich anspie, geriet ich in Wut. Zudem dachte ich an die beiden Toten im Keller, und ich krümmte die Handkante, bevor ich sie nach unten fallen ließ.

Zuletzt noch sah ich die Angst in den Augen des Mannes, seinen verzerrten Mund, dann sackte er zusammen und blieb auf der Länge von drei Stufen liegen. Das war erledigt.

»Brauchst du noch Hilfe?« Suko fragte mich dies, und die brauchte ich tatsächlich. Allerdings keine körperliche Unterstützung, sondern Handschellen. Meine hatte ich nicht eingesteckt.

Das sagte ich dem Chinesen. Er warf mir ein Paar lüber, das ich auffing, einen Kreis um das Gelenk des Bewußtlosen schloß und den anderen um einen der beiden Pfosten, zwischen denen die Mündung des Gewehres hervorgelugt hatte. Ich richtete mich auf und schaute am gemauerten Abzugsrohr des Kamins vorbei.

Suko hockte noch immer hinter seinem umgekippten Tisch in Deckung. Die Wölfe hatte er bisher nicht gesehen, und auch mit seinen Schüssen hatte er kein Glück gehabt.

»Die haben sich verkrochen, John!« rief er mir zu, während ich das Gewehr unbrauchbar machte.

»Dann holen wir sie.« Ich wandte mich um und wollte die Treppe hinuntergehen.

Im selben Augenblick sprang draußen der Motor eines Wagens an. Wir horchten auf.

Dann war Suko wie der Blitz hoch, flankte über den umgekippten Tisch hinweg und jagte dem Ausgang entgegen. Wie auch ich war der Chinese sicher, daß sich draußen etwas tat und die verfluchten Bestien

fliehen wollten. Mich hielt ebenfalls nichts auf der Treppe. Nur hatte ich im Rücken keine Augen. Das war mein Pech.

Als ich starten wollte, erschien aus dem Dunkel des Etagengangs die große Gestalt eines Werwolfs. Der sah mich, lief noch zwei Schritte, stieß sich mit einem gewaltigen Sprung ab und flog genau auf mich zu…

Suko stand der Tür viel näher als sein Partner. Bisher hatte er nur einen Werwolf gesehen, auf ihn geschossen, aber nicht getroffen. Und nun vernahm er den Wagenmotor draußen vor dem Haus. Das konnte nur einen Grund haben.

Flucht!

Irgend jemand wollte hier aufräumen und sich schnell verdünnisieren. Etwas anderes konnte sich Suko nicht vorstellen, und er wollte diesem Jemand einen Riegel vorschieben. Nein, so leicht würde er es ihm nicht machen. Als er über den gekippten Tisch gesprungen war, hatte er es nicht mehr weit bis zur Tür. Drei große Schritte benötigte er, hieb seine Hand auf die schwere Klinke und wuchtete die Tür auf.

Es war draußen dunkler geworden. Schwere Gewitterwolken hingen am Himmel, die Sonne war verdeckt. Dafür hatte die Schwüle zugenommen.

Der Wagen stand in der Nähe. Es war ein Jeep mit geöffnetem Heck, und am Steuer hockte eine Frau.

Clara!

Doch die interessierte den Chinesen nicht. Viel wichtiger waren die drei Werwölfe, die mit langen, geschmeidigen Sprüngen auf den Jeep zuhetzten. Sie waren aus irgendeinem Schlupfwinkel entwischt, den Suko nicht hatte einsehen können.

Auch Clara hatte den Chinesen gesehen. Ihr Schrei klang auf, und er hörte sich für Suko wie der jaulende Ton einer Sirene an. Der Schrei alarmierte auch die Wölfe.

Während zwei von ihnen auf den Jeep zuhetzten, stoppte der dritte seinen Lauf und stieß ein heftiges Knurren aus. Er war in der Nähe des abgestellten Bentley gelaufen, glitt nach links und duckte sich hinter dem Wagen zusammen. Suko konnte ihn nicht sehen.

Clara hatte den Jeep nicht weit entfernt angehalten. Ihr Gesicht war zu einer Grimasse geworden.

»Zerfetzt ihn!« brüllte sie. »Zerfetzt diesen Bullen!« Sie hatte die Hände geballt und trommelte auf das Lenkrad. Suko konnte nur den Kopf schütteln. Dieses Weib war wahnsinnig.

Vorsichtig und mit schußbereiter Beretta näherte er sich dem silbergrauen Wagen. Der Motor des Jeeps tuckerte im Leerlauf. Auch dieses Fahrzeug mußte Suko im Auge behalten, schließlich war es mit zwei Werwölfen besetzt. Im selben Augenblick startete Clara.

Sie war raffiniert. Jeder hätte angenommen, daß sie mit ihrer Ladung flüchten würde. Dem war nicht so. Sie tat genau das Gegenteil, rammte den Rückwärtsgang ins Getriebe und fuhr auf Suko zu.

Schnell und zügig geschah dies, so daß der Chinese zur Seite springen mußte, wollte er nicht von dem Jeep erfaßt werden. Clara lachte wie irre und kurbelte am Lenkrad. Sie wollte ihren Feind unbedingt erwischen.

Suko wurde abgelenkt. Staubwolken quollen hoch und nahmen ihm die Sicht.

Das nutzte der dritte Werwolf aus. Bisher hatte er sich hinter dem Bentley ruhig verhalten. Als er sah, wie Clara den Gegner ablenkte, wollte er ebenfalls eingreifen. Er schoß hinter dem Wagen hervor, seine Gestalt wurde gewaltig, und wie ein rächender Geist tauchte er aus den Staubwolken auf.

Suko hatte sich mehr auf den Wagen konzentriert, weil seiner Meinung nach von ihm die größere Gefahr ausging. Die Ansicht mußte er ändern, als er den dritten Werwolf so plötzlich vor sich sah.

Er hörte das heisere Fauchen, dieses tierhafte Schreien, das gleichzeitig das Signal zum Angriff war.

Der Chinese warf sich nach rechts, knickte in den Knien ein und dachte an die Wunde, die man ihm heute durch einen Werwolfangriff zugefügt hatte.

Er mußte schnell sein, sehr schnell.

Suko schoß.

Gleichzeitig mit dem Aufflackern des fahlen Mündungslichts griff der Werwolf an.

Seine Richtung konnte er nicht mehr ändern, und auch die Kugel änderte die ihre nicht. Es klatschte wie ein Faustschlag, als sie in den Körper des Werwolfs hieb. Suko kam nicht schnell genug weg, er wurde von dem fallenden Tier erfaßt, das den Chinesen unter sich begrub.

Mit dem Waffenlauf hieb der Inspektor zu. Er bohrte ihn in die weiche Stelle unter das Kinn des Werwolfs, drückte den Kopf zur Seite, aber beide Kiefer hatten nicht mehr die Kraft, noch zuzubeißen.

Sie blieben offen, und in das Gesicht des Tieres trat ein Ausdruck, den man fast mit dem eines sterbenden Menschen vergleichen konnte. Suko mußte die Bestie wegstemmen, die noch einmal zuckte und dann erledigt war. Ein gellender Schrei alarmierte ihn. Er war voller Wut ausgestoßen worden, allerdings nicht von einem Werwolf, sondern von einem Menschen. Von Clara!

Sie hatte den Tod ihres fünften Freundes miterleben müssen, und ihr Haß kochte über. Hektisch bewegte sie sich auf dem Fahrersitz, knüppelte den Vorwärtsgang ins Getriebe, kurbelte am Lenkrad und drehte den Wagen in eine enge Kurve. Das tat sie bewußt, denn sie

wollte den Chinesen aufs Korn nehmen.

Verzerrt war ihr Gesicht. Auf der staubigen Frontscheibe wurde das Licht gebrochen und verwischte die Konturen. Der Motor wurde überdreht, als sie das Gaspedal bis zum Bodenblech durchtrat, und die Reifen wirbelten noch mehr Staub auf.

Ein Jeep ist zwar kein Rennfahrzeug, doch die Beschleunigung reichte aus, vor allen Dingen deshalb, weil die Distanz zu dem am Boden liegenden Suko sehr kurz war. Vor seinen Augen wuchs der Jeep in die Höhe, wurde zu einem regelrechten Ungeheuer aus Blech, das sich rasend schnell inmitten der Staubwolke näherte. Der Inspektor mußte weg, sonst wurde er überrollt. Er zog die Beine an, stemmte sich ab und schnellte in die Höhe. Dann warf er sich mit einem gewaltigen Hechtsprung zur Seite, zog in der Luft liegend die Beine wieder an und wurde dennoch von der Stoßstange gestreift, denn er spürte den harten Aufprall, als das Metall ihn traf. Zum Glück hatte er seinen Körper zusammengekrümmt. Er landete hart auf dem Boden, überschlug sich, wurde zu einem wirbelnden Bündel Mensch, das eingehüllt in eine Staubwolke war, dann hatte der Jeep ihn passiert und raste weiter. Suko lebte. Es war Clara nicht gelungen, ihn zu überfahren. Er kam sofort auf die Knie und mußte leider dem in der Wolke aus Staub entschwindenden Fahrzeug nachblicken. Der Chinese hatte seine Waffe nicht aus den Fingern gelassen. Er hob den rechten Arm und wollte hinter dem Wagen herschießen, dann ließ er die Hand sinken, denn es hatte keinen Zweck, da die Staubwolke zu dicht war und ihm die Sicht nahm. Zudem hatte der Jeep schon an Distanz gewonnen und fuhr immer schneller.

Zu Fuß konnte Suko ihn nicht verfolgen. Ihn einzuholen schaffte nicht einmal ein Weltmeister. Er mußte den Bentley nehmen. Mit großen Sätzen jagte der Inspektor auf den Silbergrauen zu. Einen Schlüssel besaß er, doch als er ihn ins Schloß steckte, da blieb er in einer starren Haltung stehen, als hätte ihn ein Blitzschlag getroffen. Er konnte fahren. Aber wo steckte John?

Blitzschnell überlegte Suko. Er zählte nach. Acht Wölfe waren es gewesen. Vier hatten sie gemeinsam erledigt, einen hatte er vor wenigen Sekunden geschafft, zwei hockten im Jeep bei Clara. Blieb noch einer. Und John Sinclair!

Sukos Herz schlug plötzlich schneller. Sollte es der letzte Wolf tatsächlich geschafft haben, den Geisterjäger zu besiegen?

***

Vorher hatte mich nichts gewarnt. Aber der Werwolf zeigte sich sehr siegessicher. Und das war mein Glück, denn er stieß ein drohendes Knurren aus, als er sich in der Luft befand. Ich reagierte gedankenschnell.

Ausweichen konnte ich nicht mehr. Im Bruchteil einer Sekunde war mir klar geworden, welch eine Gefahr in meinem Rücken lauerte, und ihr wollte ich einen Großteil der Wirkung nehmen. Deshalb wuchtete ich mich vor, um den Rest der Treppe hinter mich zu bringen und dem Angriff der Bestie ein wenig die Wucht zu nehmen. Er traf mich trotzdem.

Bis zur letzten Stufe schaffte ich es, da krachte das Tier in meinen Rücken. Ich hatte mich noch ein wenig gedreht, so daß ich nur von einem Prankenhieb getroffen wurde, aber der reichte aus, um meine Kleidung aufzufetzen und mich zu Boden zu schleudern.

Hart schlug ich auf die Fliesen, schrie auf, weil mir meine Schulter wehtat, rollte mich herum und trat noch in der Bewegung mit beiden Beinen zu, um den Werwolf von mir zu schleudern.

Meine Tritte verpufften. Die Füße streiften zwar das Tier, mehr geschah nicht. Entscheidend konnte ich die Bestie nicht auf Distanz halten.

Im Gegenteil, meine Attacke hatte ihre Wut nur noch mehr angestachelt. Die Gier nach Blut leuchtete aus den kalten, gelben Raubtieraugen. Ich dachte unwillkürlich an Nadine Berger, die auch zu einem Wolf geworden war, doch ihre Augen sahen anders aus. Sie hatten den menschlichen Ausdruck behalten. Der Werwolf wollte mich zerreißen. Er setzte alles daran, so mußte ich einen weiteren Hieb nehmen, der mich nach hinten katapultierte, bis ich gegen die Wand krachte. Anstatt nachzusetzen, richtete sich das dämonische Tier auf. Dadurch verlor es wertvolle Sekunden, die ich gewann. Die Zeitspanne war sogar so groß, daß ich den Dolch ziehen und die Beretta wegstecken konnte.

***

Ich hatte es gelernt, die Waffe zu schleudern, und warf sie so wuchtig wie möglich aus dem Handgelenk. Einmal drehte sie sich in der Luft. Dann traf sie genau die Brust des angreifenden Tieres.

Bis zum Griff verschwand der Dolch im Fell, und der Treffer schüttelte die Bestie vom Kopf bis zu den Zehenspitzen durch. Sie drückte noch einmal ihren Körper hoch, riß die Augen dabei auf und schaute mich an, wobei ihr Blick schon trübe wurde. Beide Pranken hob der Werwolf. Sie berührten den Dolchgriff, und es hatte den Anschein, als wollte er sich die Waffe aus dem Körper ziehen.

Das geschah nicht. Er besaß nicht mehr die Kraft. Wie im Zeitlupentempo kippte er zur Seite, wollte sich noch fangen, doch seine Beine waren zu schwach, um das Gewicht halten zu können. Schwer klatschte er auf die roten Fliesen der Diele, wo er liegenblieb und der Auflösungsprozeß begann. Ich kam mit zitternden Beinen in die Höhe. Das war gerade noch mal gutgegangen. An seiner Stelle

hätte auch ich dort liegen können. Als ein Opfer der dämonischen Bestie. Ich schüttelte mich, wenn ich daran dachte, ging auf das erledigte Monster zu, bückte mich und zog mein Messer aus dem dichten, braunschwarzen Fell. An einer anderen Stelle wischte ich die Klinge sauber und steckte sie ein. Dann warf ich einen Blick die Treppe hoch. Auf ihr lag mein Gefangener. Aus eigener Kraft konnte er sich nicht befreien. Es sei denn, er riß das Geländer mit ab, und das würde Jo kaum schaffen.

Siedendheiß fiel mir Suko ein. Ich dachte zurück und daran, daß ich den Motor eines Fahrzeugs gehört hatte.

Da hatte doch jemand fliehen wollen. Ob es Suko gelungen war, diesen Jemand zu stoppen, wußte ich nicht, da ich genug mit mir selbst zu tun gehabt hatte.

Jetzt sah es anders aus.

Rasch durchquerte ich die Halle und zog die Tür auf, die wieder ins Schloß gefallen war.

Suko rannte mir entgegen. In der Hand schwenkte er den Ersatzschlüssel des Bentley.

»John!« rief er erleichtert.

»Was ist denn geschehen?«

»Verdammt, John, die sind weg!«

Ich begriff noch nicht so schnell und fragte: »Wer denn?«

»Clara und zwei Bestien. Sie kam mit einem Jeep, ich konnte sie nicht aufhalten, sondern nur den einen.« Er deutete dorthin, wo ein Werwolf am Boden lag und sein graues Fell verlor.

Ich schaltete rasch. »Wie lange ist es her?«

»Wenn wir uns beeilen, können wir sie noch einholen.«

»Und wo sind sie hin?«

Der Chinese gab mir keine Antwort, sondern lief bereits auf den Bentley zu.

Da er schon den Schlüssel in der Hand hielt, ließ ich ihn auch fahren. Der Motor lief, als ich den Wagenschlag zuwarf. Suko gab so hart Gas, daß wir beide in die Sitze gepreßt wurden. Dabei knirschte er mit den Zähnen.

»Das ist vielleicht ein Mist!« keuchte er. »Ich konnte sie nicht stoppen.«

»Denk nicht mehr daran! Überlege lieber, wo sie hingefahren sein können.« Das sagte ich, als das Haus bereits nur noch im Rückspiegel zu sehen war. »Vielleicht nach Stanmore.«

Ich wurde plötzlich weiß, da das Blut aus meinem Gesicht verschwand. »Mach keinen Ärger.«

»Doch, es gibt nur die eine Straße, und die Richtung haben sie eingeschlagen.«

»Dann gib Gas, verdammt!« Mit Schrecken dachte ich daran, was

geschehen konnte, wenn zu allem entschlossene Werwölfe in den Ort einfielen.

Die zahlreichen Menschen, die Angst, die Panik... Hoffentlich bewahrheiteten sich meine Befürchtungen nicht.

***

Im Laufe der Zeit war es Lady X klargeworden, daß sie einen Fehler begangen hatte. Sie hatte sich in Lupina getäuscht und doch mit einer größeren Loyalität zur Mordliga gerechnet. Ein folgenschwerer Irrtum, wie sich nun herausstellte, und Solo Morasso war zu recht sauer. Er hatte sogar vorgehabt, die Scott in das Becken mit den Piranhas zu schleudern, dann jedoch dachte er nüchterner und auch daran, daß er seine Mordliga nicht noch weiter dezimieren wollte. Nur noch drei standen auf seiner Seite. Es wurden immer weniger. Auf die Hälfte war seine Mannschaft reduziert worden. Bei Tokata und Marvin Mondo hatte er nicht eingreifen können, deshalb brauchte er sich bei ihnen keine Vorwürfe zu machen. Bei der Werwölfin Lupina allerdings sah es anders aus.

Sie war freiwillig verschwunden, sogar noch unter seinen Augen, und hatte es mit Hilfe des Würfels geschafft, sich in einen Nebelstreifen aufzulösen. Wo steckte sie jetzt?

Morasso wollte eine Antwort auf diese Frage, denn er war fest entschlossen, sich so nicht behandeln und reinlegen zu lassen. Er wollte Lupina zurückholen.

In die Reihe der Mordliga sollte sie nicht mehr einkehren, nur zur Bestrafung wollte er sie noch einmal haben, und sie würde sich wundern, denn sie hatte seine Macht unterschätzt wie viele andere vor ihr ebenfalls.

Als seine erste Wut verraucht war, ließ er Lady X zu sich kommen. Auf Xorron und Vampiro-del-mar konnte er verzichten. Diese beiden Ungetüme eigneten sich nicht zum Schmieden von Plänen, sondern nur für deren Ausführung. Da allerdings gingen sie vor wie Dampfwalzen oder Panzer. Durch kaum etwas zu stoppen.

Auch als Vampirin waren der Scott Gefühle nicht völlig fremd. Und ein mulmiges oder seltsames Gefühl hatte sie schon, als sie zu Dr. Tod zitiert wurde. Der erwartete sie in seiner Kommandozentrale sitzend. Er fühlte sich innerhalb dieses Bunkersystems wohl, das noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammte und von ihm mit Hilfe der Mafia umgebaut worden war, so daß es jetzt der modernen Technik entsprach.

Technik und Magie waren hier eine Lebensgemeinschaft eingegangen, die bis vor kurzem funktioniert hatte. Diese Störungen wollte er nun abbauen. Falls es noch ging.

Pamela Scott schlich wie eine reuige Sünderin näher. Sie hatte den

Blick gesenkt, wagte kaum Solo Morasso anzuschauen. Von ihrer alten Selbstsicherheit war so gut wie nichts mehr übriggeblieben. So wie sie gingen Versager. Das wußte auch Morasso. Dementsprechend hart konnte er sie anpacken.

Er fühlte, wie der Haß in ihm hochstieg. Am liebsten hätte er jetzt einen Eichenpfahl genommen und ihn Lady X in den Körper gestoßen, doch er beherrschte sich und sagte statt dessen: »Du weißt genau, welche Fehler du begangen hast!«

»Ja.«

»Kannst du mir eine Erklärung abgeben?«

Ohne den Blick zu heben, schüttelte die Vampirin den Kopf. »Deiner Antwort entnehme ich, daß wir Lupina abschreiben oder laufenlassen sollen!«

Jetzt hob sie den Kopf. »Das auf keinen Fall. Wir müssen sie kriegen und für ihre Tat…«

»Und wo, bitte, finden wir sie?«

»Das ist schwer.«

»Da siehst du es. Schwer ist es. Verdammt schwer. Aber ich will von dir wissen, was sie vorhat. Ihr habt oft genug zusammengesteckt und euch unterhalten. Sie muß dir doch etwas gesagt haben, zum Henker. Wo kann sie sein?«

»Es ist mir unmöglich, dir eine genaue Antwort darauf zu geben«, erklärte die Vampirin.

»Dann überlege!«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie sucht ihren Sohn, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wie kam sie überhaupt dazu?«

Lady X schaute den Chef der Mordliga an. »Darüber habe ich nie mit ihr gesprochen. Sie wollte mir auch nichts sagen. Sie fing nur damit an, daß sie einen Sohn hätte.«

»Was hat sie mit ihm vor?« wollte Dr. Tod wissen.

»Lupina träumte immer von einer Allianz der Werwölfe. Sie wollte die Königin sein, den Plan hat sie nie aus den Augen verloren, und sie wird ihn zusammen mit ihrem Sohn auch ausführen. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Wenn wir ihren Sohn haben, dann können wir auch an sie herankommen.«

»So ähnlich.«

»Dann denke genau nach, was sie dir alles gesagt hat.«

»Sie hat davon gesprochen, daß sie nach England wollte.« Lady X lächelte plötzlich, weil es ihr wieder eingefallen war.

»Natürlich, England, sogar in die Nähe von London. Dort scheinen alle Fäden zusammenzulaufen. Zudem haßt sie John Sinclair ebenso

wie wir. Wenn sie ihren Sohn gefunden hat, werden die beiden gegen John Sinclair angehen. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Das glaubst du also?«

»Ja, Morasso, es ist London. Dort muß er leben, dort wurde er großgezogen, dort…«

Mit einer Handbewegung schnitt Morasso ihr das Wort ab. »Ich will hier nichts von der Vergangenheit hören, sondern etwas von der Gegenwart und der Zukunft. Wir können davon ausgehen, daß sie sich in der Nähe von London befindet?«

»Ja.«

Ein diabolisch wirkendes Grinsen lag auf Dr. Tods Lippen. »Besser konnte es eigentlich nicht kommen. Da habe ich jemanden sitzen, dem ich vor kurzem noch einen großen Gefallen getan habe, weil andere ihm einen Teil seiner Macht streitig machen wollten. Logan Costello!«

»Was soll er denn?« fragte Lady X.

»Costello wird für mich seine Leute ausschicken. Er hat gute Beziehungen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er den Aufenthaltsort unserer lieben Lupina und deren Sohn nicht herausbekommen könnte.« Morasso lachte heiser und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

»Das ist es genau.«

Und Lady X fiel ein Stein von der schwarzen Vampirseele. Endlich hatten sie die Lösung gefunden. Zwar auf Umwegen, doch die Vorzeichen standen günstig. Lupina und ihr Sohn ahnten nicht, welches Netz im fernen Feuerland über sie gesponnen wurde…

***

Clay Danton war Busfahrer.

Nicht nur die Subway verkehrte zwischen Stanmore und der City, sondern auch ein Bus. Und die Strecke fuhr er seit über fünfzehn Jahren, so daß ihn nichts mehr erschüttern konnte. Er kannte auch die meisten Fahrgäste, denn es waren immer dieselben, die einstiegen und ans Ziel gebracht werden wollten. Meist ältere Menschen, aber auch junge Hausfrauen und vor allen Dingen Kinder, die zur Schule mußten. Fast jeden Fahrgast begrüßte Danton mit Namen, und er hatte auch des öfteren für seine Mitfahrer ein paar persönliche Worte. Schließlich stammte er aus Stanmore und kannte fast alle Schicksale der Einwohner dieses kleinen Londoner Vorortes. Als an diesem Morgen die blonde Frau einstieg, war er doch überrascht. Sie hatte er noch nicht gesehen. Die Person war noch jung, höchstens zwanzig, und sie lachte, als sie in Dantons Gesicht schaute.

»Kennen Sie mich nicht mehr, Mr. Danton?«

»Nein, wirklich nicht. Müßte ich das?«

»Und ob.«

»Wieso denn?«

»Als kleines Mädchen haben Sie mich immer auf den Knien geschaukelt, Mr. Danton.«

Wie Schuppen fiel es Clay Danton von den Augen. »Linda!« rief er. »Himmel, du bist Linda Langster.«

»Richtig, Mr. Danton.«

Der Busfahrer strahlte. Sein dunkler Oberlippenbart zitterte. »Nein, das ist eine Freude. Himmel, bist du gewachsen. Wenn ich daran denke, wie dich deine Mutter immer gebracht hatte und…« Er schüttelte den Kopf, als könnte er es noch immer nicht richtig fassen.

»Halten wir nicht den Betrieb auf, Mr. Danton?« fragte Linda lachend.

»Ach, Unsinn. Was machst du eigentlich jetzt?«

»Ich studiere in Oxford.«

»Toll. Dann hast du es ja geschafft. Gratuliere. Aber du warst schon immer ein intelligentes Mädchen, das habe ich damals genau gemerkt.«

Linda warf lachend ihre blonden Haare zurück und hauchte Danton einen Kuß auf die Wange. »Das ist lieb von Ihnen, Mr. Danton.«

»Mach nicht so etwas«, drohte der Busfahrer scherzend. »Sonst nehme ich dich wieder auf die Knie.«

»Dagegen würde mein Freund etwas haben.«

»Schade.«

»Wieviel habe ich zu zahlen?«

Danton nannte den Preis. Linda erhielt ihren Fahrschein und drückte sich an dem Fahrer vorbei, der noch einmal seinen Kopf hob und über die Schulter hinweg rief: »Wir reden später noch ein wenig in aller Ruhe miteinander.«

»Okay.«

Noch immer lächelnd drückte Danton auf den Knopf, der die Türen automatisch verschloß.

So etwas hatte er schon lange nicht mehr erlebt. Aber da sah man wieder, wie aus Kindern Leute wurden und man selbst alterte.

Bevor er startete, warf er einen Blick durch die breite Scheibe zum Himmel hoch.

Da standen die grauen Wolken wie eine Wand. An ihren Rändern hatten sie eine schwefelgelbe Farbe angenommen, in der ein leichtes Rosa durchschimmerte.

Das sah ihm ganz nach Gewitter aus. Vielleicht schaffte er es noch, vor dem Regen Stanmore zu erreichen, denn die Haltestelle hier befand sich mitten in der Landschaft. Rechts und links der Straße bildeten Äcker die Begrenzung, und weit hinter ihnen begann ein dichter Wald.

Als Danton anfuhr, fielen die ersten Tropfen. Sie waren dick wie

Taubeneier und klatschten gegen die Scheibe. Lange Wasserbahnen bildeten sich.

Danton schaltete die Wischer und die Scheinwerfer ein. Er kannte die Gewitter im Mai. Wenn sie einmal richtig losbrachen, blieb kein Auge mehr trocken. Dann war es, als würde der Himmel seine Schleusen öffnen, und die Straßen wurden zu einer wahren Rutschbahn, so daß unvorsichtige Fahrer das Aquaplaning unterschätzten und im Graben landeten. Danton fuhr aus diesem Grunde vorsichtiger. Verspätung hatte er sowieso, und aufholen würde er die Zeit nicht. Die Linie führte über Stanmore hinaus, schlug dann einen Bogen, nahm noch einige einsam stehende Haltepunkte mit, denn die Menschen, die in diesem Gebiet ihre Gehöfte oder Häuser hatten, waren auf den Bus angewiesen. Dann fiel der Regen mit Brachialgewalt. Im Nu war alles grau. Der Fahrer konnte kaum etwas sehen, ein dichter Vorhang nahm ihm die Sicht, den auch die beiden Scheinwerfer kaum durchbrechen konnten.

Auf der Straße sammelte sich das Wasser. Schon nach einer halben Minute hatten sich gewaltige Pfützen gebildet, in die die Wassertropfen einschlugen wie kleine Granaten. Und es wurde immer mehr.

Schon bald glich das dunkle Asphaltband der Fahrbahn einem gewaltigen See.

Die vier schweren Reifen des Fahrzeugs wirbelten das Wasser hoch, und nicht nur der Regen umtoste den Bus, auch der Sturm rüttelte an den Aufbauten und fuhr wie mit gierigen Händen über die Äcker, wo er das halbhoch stehende Korn dem Boden entgegenbog oder an den Ästen der einsam wachsenden Bäume rüttelte.

Der Bus war nicht einmal zu einem Drittel besetzt. Die Fahrgäste verhielten sich ruhig. Einige hatten Angst vor dem Unwetter, und als der erste Blitz seine Zickzack-Linie in die Wolken malte, schrie eine Frau leise auf. Der nachfolgende Donner war so laut, daß er fast den Bus gesprengt hätte. Jedenfalls hörte es sich so an. Die Fahrgäste zuckten zusammen. Auch Clay Danton hatte einen Schreck bekommen. Er fuhr noch langsamer, denn vor sich sah er wieder einen gewaltigen See. Die Straße war nicht besonders. Schäden vom vergangenen Winter hatte man nicht ausgebessert, was sich nun rächte, denn in den Mulden sammelte sich das Wasser, und gewaltige Fontänen spritzten zu beiden Seiten des Busses hoch, als die Reifen durch die trübe Flut schmatzten.

Clay Danton war sehr konzentriert. Seine Blicke glitten nicht nur nach vorn durch die breite Scheibe, sondern auch in den Rückspiegel.

Hinter ihm war die Straße frei. Es regnete so stark, daß es sich einige Fahrer sichtlich überlegten, ob sie weiterfahren oder nicht lieber stoppen sollten.

Doch dann sah er die beiden Scheinwerfer. Helle Augen, verwaschen in der vom Himmel fallenden Flut wirkend. Und der Wagen fuhr schnell. Danton sah, daß er innerhalb von Sekunden ziemlich aufgeholt hatte. Ein Wahnsinn bei diesen Witterungsbedingungen. Wenn er so weitermachte, konnte er nicht heil an sein Ziel gelangen.

Clay reagierte gut. Er fuhr mit seinem schweren Bus so weit an den linken Rand der Straße, wie es eben möglich war. Jetzt hatte er genügend Platz geschaffen, daß der andere Wagen ihn überholen konnte. Noch immer tobte das Gewitter.

Der Donner folgte den aufzuckenden Blitzen so schnell, daß er sich anhörte wie ein nie abreißendes Knattern aus einem Maschinengewehr.

Komisch wurde es Danton schon, denn der ihm folgende Wagen wurde weiterhin hart gefahren. Und er schleuderte.

Der Busfahrer sah, wie die beiden Scheinwerfer von einer Seite zur anderen tanzten. Mal waren sie links, dann wieder rechts, aber immer wieder konnte das Fahrzeug in der Spur gehalten oder wieder zurückgezogen werden.

»Der ist verrückt«, murmelte Danton. »Völlig durchgedreht. Der hat einen Vogel…«

Er sprach nicht mehr weiter, weil ihm der Schreck die Kehle zuschnürte, denn der Wagen war jetzt so nahe, daß er ihn trotz des strömenden Regens erkennen konnte.

Es war ein Jeep! Dazu noch offen.

Und in ihm saßen drei Personen. Eine Frau fuhr. Sie war klatschnaß. Kleidung und Haare klebten an ihrem Körper. Ihre beiden Begleiter hockten zusammengekauert auf den Rücksitzen. Von den Gesichtern konnte Danton nicht viel erkennen, er hatte auch keine Zeit, genauer hinzuschauen, weil er sich auf seine Arbeit konzentrieren mußte. Dann befand sich der Wagen im toten Winkel, und einen Atemzug später sah er ihn schon an der rechten Seite. Der Jeep wurde noch einmal schneller und ging eine weit gezogene Kurve bei diesem Wetter viel zu schnell an.

»Das kann nicht gutgehen«, flüsterte Danton. »Das ist Irrsinn.«

Er sah die Konturen des Jeeps im fahlen Licht eines aus den Wolken stoßenden Blitzstrahls. Und er sah, wie das Heck des Wagens wegrutschte. Die Reifen hatten plötzlich keinen Kontakt mehr zur Straße. Der Jeep erhielt einen Drall nach links.

»Meine Güte«, hauchte Danton. Da war der Graben.

Als der Jeep hineinkrachte, war dies auch von den Fahrgästen bemerkt worden. Fast alle sprangen von ihren Sitzen hoch und konnten sehen, wie der Jeep weiterrutschte, seine Fahrerin in die Luft geschleudert wurde und von den gewaltigen Kräften wie eine leblose Gliederpuppe auf einen Baum zuflog.

Der fallende Regen deckte gnädig den weiteren Vorgang ab, aber er konnte nicht verbergen, daß hier etwas Schreckliches geschehen war. Ein Unfall, bei dem man helfen mußte. So sah es Clay Danton.

Stotternd bremste er. Der Unfall des anderen hatte ihn gewarnt. Sicher brachte Danton den Bus zum Stehen.

»Bleibt ihr drin!« schrie er den Fahrgästen zu, als er sah, daß einige Anstalten machten, sich zu erheben. Das war nur etwas für ihn. Schließlich wiederholte er jedes Jahr seine Kurse in Erster Hilfe.

Normalerweise hätten seine Worte nicht viel genutzt. Die Neugier der Menschen war unbezwingbar, aber da sich draußen das Unwetter abspielte, zogen es die Fahrgäste vor, im Bus sitzenzubleiben. Nur Linda Langster nicht. Sie wollte ebenfalls helfen und kümmerte sich nicht um das Unwetter. Als Danton die Bustür aufstieß, bekam er einen ersten Vorgeschmack von dem, was ihn erwartete. Der Regen peitschte in das Fahrzeug und damit auch in sein Gesicht. Noch nicht richtig draußen, war er schon bis auf die Haut durchnäßt, beugte sich vor, stemmte sich gegen Wind und Regen an, und lief auf die Unfallstelle zu. Er hatte schwer zu kämpfen. Wasser und Wind hämmerten gegen ihn und stoppten seinen Lauf. Nur mühsam kam er von der Stelle. Wenn er den Mund öffnete, lief Wasser hinein, und über sein Gesicht rannen regelrechte Bäche aus den naß anliegenden Haaren.

Es war wirklich kein Vergnügen, sich da voran zu kämpfen, doch es ging um Menschenleben, da mußte man alles andere vergessen.

Der Wagen war kaum zu erkennen. Er hatte sich tief in die weiche Erde gebohrt, lag halb auf der linken Seite, und sein Heck stand noch in die Höhe.

Aber wo steckten die beiden Mitfahrer?

Clay Danton sah sie nicht. Auch dann nicht, als er am Rand der Straße stehenblieb. Da war wirklich nichts zu erkennen, nur das Wrack und ein wenig dahinter, wo der Baum stand, sah er die Fahrerin. Ein lebloses Bündel auf dem Boden, mehr nicht. Sie mußte mit voller Gewalt gegen den Baum geprallt sein.

Aus…

Clay Danton rief nach den beiden. Er rutschte in den Graben hinein, um besser nachschauen zu können, vielleicht waren sie von dem umkippenden Wagen begraben worden.

Bis zu den Schienbeinen versank er im Wasser, das durch den Straßengraben gurgelte, aber er konnte die beiden Passagiere nicht entdecken. Sie blieben verschwunden.

Was sollte er tun?

Vielleicht hätte er das Unheil bemerkt, wenn der Regen nicht so dicht gefallen wäre. Eine Klaue schob sich neben ihm durch das nasse Gras. Das Fell war ebenfalls naß und klebte wie eine Schicht auf den

Knochen. Blitzschnell griff die Klaue zu.

Und sie umklammerte den linken Knöchel des Busfahrers, der gellend aufschrie, doch sein Ruf wurde nicht gehört. Er ging unter im Krachen eines gewaltigen Donners…

»Bleiben Sie doch hier, Mädchen!« So hatten die übrigen Fahrgäste gerufen, doch Linda Langster ließ sich nicht aufhalten. Sie mußte einfach etwas tun, sonst hätte sie kein reines Gewissen gehabt.

Auch sie wurde vom Sturm und Regen getroffen. An der nassen Buswand stützte sie sich ab, damit das Unwetter sie nicht von den Füßen riß. Blitz auf Blitz jagte über den Himmel, gelbfahle, gezackte Linien, die unregelmäßig die Wolken aufrissen und spalteten, als wollten sie diese auseinanderfetzen. Angst hatte Linda vor einem Gewitter noch nie gehabt, und so kämpfte sie sich weiter vor. Eine schlanke, zerbrechlich wirkende Gestalt, von den Kräften der Natur gebeutelt und geschüttelt.

Den Fahrer, der sie als kleines Kind auf den Knien geschaukelt hatte, konnte sie nicht mehr sehen. Der Regen hatte ihn verschluckt.

Sie taumelte weiter. Die Fahrbahn war glatt. Wassermassen umspülten ihre Füße und gurgelten schmatzend weiter. Nur allmählich erschienen die Umrisse des in den Graben gestürzten Wagens.

Auch den Busfahrer entdeckte sie. Er stand neben dem Wagen, und sie wollte ihm schon etwas zuschreien, als er plötzlich seine Arme hochriß und im nächsten Augenblick verschwunden war.

Jemand mußte ihn von den Beinen gerissen haben. Angst ergriff Linda…

Sie überlegte, ob sie weitergehen sollte, gab sich einen innerlichen Ruck und lief die nächsten Schritte. Sie führten ins Verderben…

***

Der Regen hatte uns gerade noch gefehlt, aber nicht nur er, auch ein Gewitter kam hinzu. Der Himmel war bedeckt vom bizarren Muster der Blitze, die dicht aufeinanderfolgten und ein regelrechtes Netz bildeten.

Ein herrliches, gewaltiges Naturschauspiel, auf das ich hin und wieder einen Blick werfen konnte. Im Gegensatz zu Suko. Der Chinese mußte fahren, und das war bei diesem Wetter kein Kinderspiel. Eine wahre Sturzflut fiel vom Himmel, und es gab nirgendwo ein Anzeichen dafür, daß der Regen irgendwann in den nächsten Minuten nachlassen würde. Wir mußten voll hindurch.

Eigentlich fuhr Suko viel zu schnell. Er konnte nur auf sich selbst und auf die gute Straßenlage des Bentley vertrauen, denn der Regen hatte das Asphaltband in einen nie abreißenden See verwandelt. Manchmal hatte ich das Gefühl, als würden wir schweben, es fehlte der direkte

Kontakt zur Straße.
Einen Trost hatten wir. Den Gegnern würde es nicht anders ergehen. Auch sie hockten in ihrem Jeep und glitten mehr, als daß sie fuhren. Wahrscheinlich waren wir sogar schneller, so daß wir sie irgendwann eingeholt haben mußten. Sei es auf der Straße oder im Graben.
Dann ging Suko runter mit der Geschwindigkeit. Als er bremste, hatte ich das Gefühl, quer in die Karpaten zu segeln, wie man so schön sagt, bis der Chinese den Bentley wieder im Griff hatte und langsam weiterfuhr.
Ich erkannte den Grund für diese vorsichtige Fahrweise. Es war ein Bus, der am linken Straßenrand parkte. Als wir rechts an ihm vorbeifuhren, schaute ich durch die Scheibe auf seine Längsfront.
Schemenhaft erkannte ich hinter einigen Fenstern die bleich wirkenden Gesichter der Fahrgäste. Von einem Fahrer entdeckte ich nichts, und Sukos Stimme riß mich aus meinen Gedanken.
»Da vorn, John! Sie liegen im Graben!«
Tatsächlich. Da hatte Clara wohl die Kurve unterschätzt, war von der Fahrbahn abgekommen und im Graben gelandet. Ein schrecklicher Gedanke folgte bei mir. Sollte der Fahrer etwa ausgestiegen sein, um nach den Verletzten zu schauen?
Wenn ja, lief er den Bestien genau in die Arme.
Nicht den Fahrer sahen wir, sondern eine Frau. Deutlich konnten wir ihr langes Haar erkennen und den unheimlich wirkenden Schatten, der sie vom Boden her ansprang.
»Halten!« schrie ich und stieß schon den Wagenschlag auf, während ich gleichzeitig den Gurt löste.
Ich ließ mich buchstäblich aus dem Wagen fallen, landete auf der Straße, sprang sofort wieder auf die Füße und begann zu rennen, wobei ich nicht mehr an die Glätte dachte, ausrutschte und mich nur mit urkomisch wirkenden Armbewegungen fangen konnte.
Auch Suko verließ den Wagen. Er hatte das gleiche Ziel wie ich. Die lebensgefährliche Szene spielte sich neben der Straße im Graben ab.
Obwohl wir eine gute Distanz hatten, konnten wir nicht schießen. Zu leicht hätten wir die Frau treffen können und nicht die Bestie.
Ich war etwas schneller als Suko und sah, wie beide neben dem Jeep verschwanden.
Dann hörte ich die Schreie. Sie klangen seltsam dünn durch das Rauschen des Regens.
Mit einem gewaltigen Satz sprang ich dorthin, wo ich die beiden vermutete, und zog noch im Sprung den Dolch. Er war handlicher, ihn konnte ich dort effektiver einsetzen. Es war höchste Eisenbahn. Das Mädchen wehrte sich nur noch mit einer Hand. Es lag auf dem Rücken, die Kleidung zerrissen, während der rechte Arm von der Pranke des Werwolfs auf den nassen Boden genagelt wurde. Das

drohende Knurren, die gefletschten Zähne, all das mußte das Girl in Panik versetzen.

Ich kam über ihn, ohne daß er mich bemerkt hätte. Aber er spürte die Klinge, die tief in sein Fell am Rücken drang, und er schleuderte seinen Körper nicht nur hoch, sondern auch zurück, so daß ich ebenfalls nicht verschont blieb und einen Hieb einsteckten mußte, der mich zur Seite und zu Boden schleuderte.

Dicht neben dem querstehenden Hinterteil des Jeeps blieb ich liegen. Dabei konnte ich zusehen, wie sich die Bestie im Todeskampf wand, um sich schlug, gegen den Wagen krachte und in ihn hineinfiel.

Sie blieb auf dem Gesicht liegen, und der Griff des Silberdolchs ragte wie ein Mahnmal aus dem nassen Fell. Aber es gab noch einen zweiten Werwolf. Ausruhen konnte ich mich nicht, fuhr herum, sprang wieder auf die Füße und sah zwei wirbelnde, schemenhafte Körper. Suko und die Bestie!

Sie kämpften gegeneinander. Die grellen Blitze und der krachende Donner gaben den Fight eine schaurige Untermalung. Ich hatte Zeit, mich um das Mädchen zu kümmern. Es war völlig erschöpft und schluchzte, als ich ihr auf die Beine half.

»Laufen Sie zum Bus zurück!« drängte ich. »Beeilen Sie sich! Schnell!«

Sie schüttelte den Kopf und deutete neben den Wagen. Erst jetzt sah ich den Mann. War er tot?

Ich warf mich neben ihm nieder, sank mit den Knien im feuchten Boden ein und drehte den Mann behutsam auf die Seite.

Blaß und naß war sein Gesicht. Ich fühlte nach seinem Puls und sah dabei, daß der Mann am Kopf nicht verletzt war. Er lebte.

Und dann hörte ich einen klatschenden Schlag und einen röhrenden Schrei. Im nächsten Augenblick taumelte aus dem Regenvorhang eine schreckliche Gestalt in meine Richtung. Es war der Werwolf, und er hatte seine Arme in die Höhe gerissen, als gäbe es über ihm ein Seil, an dem er sich festhalten konnte. Das war aber nicht der Fall.

Durch zahlreiche Schläge von der Dämonenpeitsche getroffen, sank er zu Boden und fiel auf sein schreckliches Gesicht. Sein Rücken bäumte sich noch einmal hoch, dann war es vorbei.

Der letzte Werwolf aus dem MonsterClub lebte nicht mehr!

»John, komm mal rüber!« vernahm ich Sukos Stimme. Ich sah den Schatten meines Freundes und erkannte, daß Suko winkte. Er hatte eine Tote entdeckt. Und zwar war es Clara. Sie bot einen schlimmen Anblick, denn sie mußte aus dem Wagen geschleudert worden und mit dem Kopf gegen einen Baumstamm geprallt sein.

Das konnte kein Mensch überleben.

Clara hatte für ihre Taten bezahlt. Ich hätte sie gern lebend gehabt, denn sie hätte uns sicherlich weiterhelfen können. Wir hatten zwar

einiges erreicht, aber das Rätsel war noch längst nicht gelöst.

Lupinas Sohn!

Was hatte es damit auf sich? War es wirklich dieser geheimnisvolle Orapul, den wir bisher noch nicht zu sehen bekommen hatten und dessen Name wie der eines Phantoms durch den gesamten Fall geisterte? Noch wußten wir keine Antwort.

ENDE des ersten Teils